Germ. 1907/2
Preußen

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Preußen vor dem 18. März.

Preußen

vor dem

Achtzehnten März.

Ein politischer Roman

von

* * *

Mit einem Vorwort

von

Heinrich Simon.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1849.

Preußen

Achtzehnten März.

Heinrich Simon.

Zweiter Theil.

Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lindauer'sche Bibliothek

Preußen vor dem 18. März.

Zweiter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

1.

Es war ein heller Januarstag, ein erster Vorfrühlingstag des Jahres 1847. Das düstre Magdeburg schien verjüngt; hell spielte die Sonne an den alterthümlichen Häusern, der blaue Himmel lächelte in die engen Straßen hinein. Aber der Winter wollte sein Reich doch noch behaupten; so freundlich die hüpfenden Sonnenstrahlen auch mit dem Schnee kokettirten, er wurde nicht erweicht, und knarrend unter der Dahineilenden Tritt schien er zu sagen: nein, ich herrsche.

Die Menschen jedoch waren der langen Gefangenschaft müde. Alles strömte aus den Häusern, die bisher so kargen Sonnenblicke aufzufangen. Die Promenaden schmückten sich zum ersten Male wieder mit der

Blüthe, dem Putz und den Notabilitäten des reichen Magdeburg. Alle Unterschiede, alle Zwistigkeiten schienen vergessen, die Pietisten wandelten als Sonnenfreunde unbekümmert neben den Lichtfreunden, der Römisch-Katholische neben dem Deutsch-Katholiken, und der Beamte gab ein schönes Exempel seiner liberalen Gesinnung, indem er die Rechte des freien Bürgers auf den Himmel respektirte und ihn ungeschoren gehen ließ. Doch nein, wir hätten dem Beamten beinahe Unrecht gethan, indem wir hervorheben, was ja so allbekannt ist: er respektirt ja immer die Rechte des freien Bürgers auf den Himmel, und nur auf der erbärmlich kleinen Erde wird hier und da ein Rechtchen gekränkt.

Kurz die Sonne schien hell, und man freute sich drüber. Jedermann war neu belebt.

Da läutete die Domglocke zur Mittagsstunde.

Drüben aus dem Schulhause auf der Zeile stürzte jetzt jubelnd, tobend die entfesselte Jugend; heut ist's kalt genug, sich Schneeball zu werfen, und warm genug, es hübsch gemächlich zu thun. Statt den Heimweg anzutreten, sammeln sich die Knaben auf dem

nahen Domplatz und tummeln sich dort weidlich herum.

Wenn man die muntere Gruppe überschaut, so merkt man bald, daß zwei Knaben den Mittelpunkt derselben bilden. Beide treffen mit gleicher Geschicklichkeit die ferne Zielscheibe: einen in der Erde eingerammten Pfahl, selten ihn verfehlend. Da endlich schein'ts der Eine dem Andern zuvorzuthun; zweimal hatte er getroffen. Der prächtige, ungefähr zwölfjährige Junge legte mit siegesfreudigem Antlitz zum dritten und letzten Wurf an, da trat ein etwas älterer, aufgeschossener Bursch unvermerkt zu dem Zielenden, versetzte ihm im entscheidenden Moment einen gelinden Stoß und wendete sich sodann höhnisch ab. Natürlich, der Wurf war verfehlt.

Der Getäuschte sah sich mißvergnügt um, bemerkte noch die schadenfrohe Miene des Andern und rief drohend:

„Du, nimm Dich in Acht, bindest Du heut wieder mit mir an, so geht Dir's schlecht!"

Der Lange schien keine Lust zum Kampfe zu haben da aber die Knaben alle sich um sie sammelten und augenscheinlich irgend eine Heldenthat erwarteten, so

sagte er, sich hämisch zu seinem Gegner wendend: „Du, sag' doch, warum sitzt denn Dein Vater im Thurm?" Und damit kehrte er sich zu einem Gefährten, faßte ihn unter und machte Miene, zu gehen.

Feuersprühend rief der Kleine: „Junge, sagst Du noch Ein Wort, so schnür ich Dir die Kehle zu!"

Der Schmächtige aber achtete nicht darauf, sondern sagte fortgehend mit gedämpfter Stimme, aber so, daß es das Ohr des Gekränkten erreichen mußte: „Ich habe immer gehört, Diebe und Betrüger sitzen darin!"

Da stürzte der bis dahin sich beherrschende, aber vor Wuth zitternde Knabe wie ein kleiner Tiger auf seine Beute und versetzte seinem Gegner zwei so derbe Schläge in's Gesicht, daß das Blut ihm aus Mund und Nase rann. Dann blieb er zornglühend stehen und rief: „Tritt Jemand auf für den erbärmlichen Wicht? er mag nur kommen!"

Aber Niemand regte sich, halb hemmte die Furcht vor dem kleinen Wüthrich, halb heimliche Schadenfreude, daß der „vornehme Bengel", wie die liebe Schuljugend den Sohn des Herrn Polizeipräsidenten zu nennen beliebte, etwas abgekriegt hatte; denn er

spreizte sich gar mächtig, auf seines Vaters Würde pochend.

„Nun lauf zum Direktor und verklatsch' mich, oder sag's Deinem Herrn Vater, daß der's thut," sagte der Kleine und ging seiner Wege.

Wer diese Scene mitangesehen und nicht zugleich die hämischen Worte gehört hatte, der mußte in dem Kleinen einen verlorenen Sohn erblicken; und der geistliche Herr da drüben, der unwillkürlich stehen geblieben, seufzte allerdings: „Ja, ja, das ist die Frucht des Unglaubens! Wo ist heutzutage Zucht und Sitte!"

Auch des geschlagenen Jungen vornehmer Herr Papa, der in seiner Beamtenwürde nicht nur für sich, sondern auch für die Seinen einen undurchdringlichen Panzer erblickte, murmelte, als er die Geschichte vernahm, etwas von „Brut" vor sich hin: „willst wohl in Deines Vaters Fußtapfen treten."

2.

Wir folgen dem kleinen Sieger, der von dem Domplatze dem Walle zuschritt, welcher, zum Spazier-

gang umgeschaffen, die Stadt Magdeburg umschließt. Als der Knabe zu den Festungswerken gelangt war, bog er ein und blieb vor dem Thurm der Gefangenen sinnend stehn. Sah er zu den eisenvergitterten Fenstern hinauf, oder sah er zu dem Kinde hin, das auf dem Straßendamm spielte?

Jedenfalls fesselte ihn etwas an die Stelle, und wir eilen ihm zuvor, indem wir in das hellgrüne Häuschen, dem düstern Thurme gegenüber, treten.

Hier wohnte nunmehr seit zwei, drei Jahren eine kleine Familie, bestehend aus Mutter und zwei Kindern. Eng wie die Räume, schienen auch die Verhältnisse derer, die sie inne hatten, zu sein. Und abgeschlossen, wie das einsame Häuschen nur den Gefangnenthurm als Nachbar hatte, so schien auch, von allen Banden der Geselligkeit losgelöst, die stille Familie.

Fremd war sie hierher gekommen, fremd war sie geblieben; wenn aber einmal die Mutter, auf deren bleichem Antlitz tiefer Kummer eingegraben war, neben den fröhlich hüpfenden Kindern einherschritt, so hörte man gewiß ein flüsterndes: „die arme junge Frau!" und gewiß folgte ihr ein theilnehmender Blick.

Und allerdings, ihr zerknicktes, einst so glückseliges Leben konnte wohl Theilnahme wecken.

Heut saß die blasse und gewiß kranke Frau am Fenster, mit einer Näharbeit beschäftig; in dem offenen Nebenzimmerchen spielte ihr zehnjähriges Töchterchen ein ganz artiges Klavierstück. Das hatte eine Weile gedauert, und diese einfach-häusliche Scene, wie sie eben überall vorkommt, würde an sich nicht erwähnenswerth sein. Aber man sah zwischendurch in die inneren Zustände der Beiden. Offenbar war die Mutter sehr leidend, und offenbar war das Kind sehr besorgt. Die Mutter mühte sich, ein kurzes, immer wiederkehrendes Hüsteln zu unterdrücken; erreichte es aber dennoch des Kindes Ohr, so war gewiß ein falscher Ton, ein ängstlicher Blick die Folge davon. Solche Besorgtheit eines Kindes konnte überraschen, aber Grund zu derselben war offenbar vorhanden. Wer die glänzenden, fast geheimnißvoll leuchtenden Augen und die einzelnen Rosenflecken auf den Wangen einer Brustkranken gesehen, wer dieses zarte, schimmernde Weiß auf solch einem Antlitz kennt, der wußte, daß diese Frau am Rande des Grabes stand.

Vor versengenden Strahlen geschützt, hätte diese

Rose lange blühen können, aber die Sonne eines glühenden Tages hatte sie verzehrt.

Wir werden die Leidende wieder erkannt haben. Es war Charlotte. Sie war Wittwe, und doch lebte der, dem sie angehörte. Drüben im Thurme schmachtete seit Jahren der, um den sie trauerte. Seine Liebe umfing sie mit allen Fasern seines Herzens, und doch war sie der Liebe blos. Lange, bange Jahre hatte sie nicht des Geliebtesten Antlitz gesehen, — selbst das Fensterchen seiner Zelle blickte ja nicht zu ihr hinüber.

Annchen hatte zu spielen aufgehört und stand liebkosend neben der Mutter, die sich dies gern gefallen ließ. Die hellen Worte schienen helle Töne in dem mütterlichen Herzen wach zu rufen; klangen doch die sanften Erwiederungen fast heiter.

„Sieh das allerliebste Kind!“ rief jetzt Annchen und zeigte hinüber nach dem Damme, der das Häuschen von dem Thurme trennte. Hier im Sonnenschein spielte eine etwa dreijährige Kleine, freute sich ihres Schattens, mühte sich, ihn zu greifen.

„Wessen Kind das nur ist,“ sagte Annchen, „es ist gar zu niedlich! ach mir fällt's ein, gewiß gehört's dem neuen — —“ Annchen stockte, wurde roth und

schwieg. Sie hatte nämlich sagen wollen: „dem neuen Gefangnenwärter.“

In diesem Augenblick vernahm man nahendes Wagengerassel, zwei, vier Pferde bogen pfeilschnell um die Ecke, von knallender Peitsche des Postillons weidlich getrieben. Noch ehe der Wagen sichtbar wurde, war eins sichtbar: die Gefahr des Kindes, es mußte verloren sein.

Da wie ein Blitzstrahl stürzte ein irgend Etwas zwischen die Pferde und ihre Beute, ein Angstschrei des Kindes, ein gellender Schrei oben am Fenster — das Alles in Einem Moment, und im andern stampften die Pferde über die Stätte, vielleicht über entseelte Körper.

Jetzt hielt der Wagen, dem Postillon war's gelungen, ihn zum Stehen zu bringen; aus dem Gefängnißthor eilten verschiedene Gestalten, wie es schien, um Gefährdete bemüht.

Wir wenden uns aber wieder hinauf zu Charlotte. Vor ihren Blicken verschwamm Alles; das Mutterauge hatte im entsetzenvollen Moment die leichte Gestalt erkannt, welche rettend dazwischen gestürzt — es war ihr Sohn, ihr Hans gewesen. — Ist er todt?

lebt er? und wie? das überstürzte sich in ihrem Herzen. Kein Ton, keine Frage, nur ein hülfesuchender Blick auf Annchen, als wenn von dieser Leben oder Tod käme.

Und so war's auch. „Ach unser Hans!" rief diese mit erstauntem Ton, „die Frau drüben schüttelt ihm die Hand, und jetzt küßt ihn das Kind! sie thun, als dankten sie ihm! — Mutter, ich glaube, er war's, der so wie ein Vogel hindurchflog und das Kind bei Seite riß! — Da kommt er — — aber ich glaube, er blutet! — und besorgt eilte die Schwester dem Kommenden entgegen.

Die Sache war einfach zugegangen. Hans stand, wie wir oben sahen, sinnend vor dem Thurm und der spielenden Kleinen, da kamen die Pferde um die Ecke gestürmt; ein Blick genügte dem Knaben, er sprang vorwärts, er faßte das Kind, wollte weiter hinüber, stolperte, fiel, und die Gewalt des Falles schleuderte ihn weit zur Seite; dadurch war er gerettet.

Jetzt trat er in's Zimmer, als sei nichts geschehen; als er aber dem geängsteten Mutterblick begegnete, sagte er: „Es ist nichts, Mutter, ein bischen Blut, nichts weiter!"

Jedem Anderen mußte der Ton fast rauh klingen, aber die Mutter fühlte hindurch, das sollte ein weicher Ton sein. Sie reichte dem Jungen die Hand, und er gab ihr einen kurzen, aber glühenden Kuß, und damit schien die Sache abgethan.

Annchen hatte den Bruder verbunden, die Kinder flüsterten mit einander, da ließ sich ein Klopfen vernehmen, langsam ward die Thür geöffnet, und eine reinlich gekleidete Bürgersfrau trat in's Zimmer.

„Entschuldigen Sie, werthe Dame —" sprach sie verlegen, sich zu Charlotten wendend, „entschuldigen Sie — ich bin wohl irre gegangen — doch herrjeh nein!" rief sie erfreut, „da ist ja der liebe junge Musje! Gott lohn' es Ihnen, junger Herr!" Damit ergriff sie des Knaben Hand und schüttelte sie treuherzig. — Aber Du mein Gott! Sie bluten, haben mir das Lieschen gerettet und haben sich wohl selbst ein Leid gethan!"

Charlotte begriff den Zusammenhang, ließ sich die Rettungsgeschichte ausführlich erzählen und fragte zuletzt: „Nun, und wer sind sie denn? liebe Frau, wohnen Sie hier in der Nähe?"

„Drüben im Thurm, Madame, seit drei Tagen! mein Mann ist der neue Beschließer im Gefangnenhause. — Ach Du mein Seel! wie der Mann glücklich ist über das Lieschen, ich sag' Ihnen, der Mensch hat geweint als wie ein Kind! — Einmal über's andre ruft er: Gott segne den jungen Herrn und seinen Vater und seine Mutter!"

Das war ein Lichtstrahl in Charlotte's Seele, das war Hilfe! Der Mann war Beschließer und segnete Hänschens Vater!

„Hören Sie, liebe Frau, sprach sie mit beklommener Stimme, „ich möchte — ich habe — also Ihr Mann ist so glücklich . . . ."

„Madame, ich sage Ihnen, er wäre am liebsten, wie er ging und stand herübergerannt, um dem jungen Musje zu danken!"

„Sagen Sie ihm, er möchte kommen, ich wollte ohnehin — er wird hier bekannt sein, ich möchte mich bei ihm nach etwas erkundigen.

Spät am Abend kam der Gefangnenwärter zu Charlotte, und als er fort war, weinte sie einen Strom von Thränen aus — erleichtertem Herzen.

Zweites Kapitel.

1.

Die Gegend um Magdeburg bietet nichts Ausgezeichnetes, doch ist's hübsch da. Die belebte Elbe, die zierliche Regelmäßigkeit der Schanzen und Wälle, die thurmreiche Stadt tragen das Ihrige dazu bei. Aus einer Höhe gesehen, die allerdings hier nur die Kunst, nicht Natur bieten könnte, also etwa von einem Kirchthurme gesehen, ist der Anblick von Stadt und Umgegend wahrhaft prachtvoll. —

Wir haben schon vorhin erwähnt, einer der Festungsthürme Magdeburgs dient zum Aufenthalt der Staatsgefangenen; bis in die höchste Höhe dieses Thurmes reichen vergitterte Fenster. Die Gefangenen dort oben waren allerdings abgetrennt von der Welt,

kaum ein Laut von unten mochte in diese Höhe dringen. Und doch — losgelöst, wie sie waren, von Allem, was menschliches Regen heißt, mußte doch, wenn sie herniederschauten, die weite Welt, das wogende Leben, der ganze regsame Verkehr vor ihnen liegen.

Mindestens Eine Entschädigung für's Lebendigbegrabensein.

Ja wirklich! Grabesluft weht hinter diesen Mauern, sie mögen sich uns öffnen, wir treten ein in diese Räume. Sollen wir erinnern an das unsägliche Elend, was diese umschlossen haben, an die schauerlichen Stunden, die hier für menschliche Wesen geschlagen? — Nein, die düstern, feuchten Mauern, die Eisesnacht, das ewige Schweigen hier reden davon.

Wir treten in Jordans Zelle.

Man kennt Gefangenenzellen.

Aber Eins tritt hier befremdend entgegen. Es ist Morgen, ein heller Wintermorgen, kein Wölkchen am Himmel, der Sonnenstrahl draußen blendet, er bricht sich am Schnee und leuchtet drum nur heller zurück — und drinnen ist Zwielicht. In dieser Thurmeshöhe kann keines Hauses Dach dunkeln, frei mußte hier

die Himmelsbläue hineinlächeln — ein Fensterchen, wär's eines Fußes breit, mußte Himmelslicht hier einlassen.

Aber nein, es ist Zwielicht; Eisenblech*) schließt das Fenster.

Warum sind solche Eisenbleche an den Fenstern? Wir wissen keine Antwort, als: zur Qual.

Die Menschen sind sehr raffinirt in ihren Strafen.

Man muß einige Minuten in der Zelle verharren, ehe der verwöhnte Blick sich in diesem Zwielicht zurechtfindet. — Wer Jordan zuletzt auf dem Katheder gesehen mit der stolzen Freudigkeit: „Hier bin ich an meinem Platze!" dem mußte unmöglich scheinen, daß er diesen Mann so wieder finden könne. Sechs Jahre büßte nun Jordan im Kerker das freie Wort, und sechs Jahre blieb er ungebeugt, — in diesem Moment war er zusammengesunken. Oft und noch unlängst hatte er schreiben können:

*) Sollte eingewendet werden, daß in den Magdeburger Gefängnissen dies nicht der Fall, so wird bemerkt, daß dies in der Berliner Hausvogtei stattfindet, und daß es in einem Roman nicht streng auf den Ort ankommt, wenn nur das Faktum stimmt.

„Unter allen Verkümmerungen des Lebens bleibt uns Eins: die Wahrheit erkennen, die Wahrheit erfahren; ja das wirkliche, ich möchte sagen, das alleinige Resultat unseres Lebens bestimmt sich einzig nach dieser unserer Erfahrung.“

Und ein andermal hatte er geschrieben:

„Beruhige Dich, meine Charlotte! Die Leiden stumpfen mich nicht ab; ich fühle viel Geisteskraft in mir, Schöpfungskraft für ein langes Leben.“

Und dieser Mann ist jetzt zusammengesunken.

Um dies zu begreifen, sei in kurzen Zügen über Jordans letzte sechs Lebensjahre hingegangen.

Wir verließen ihn im früheren Abschnitt nach Erlaß des ersten Straferkenntnisses. Er war zu sieben Jahren Festung verurtheilt, unmittelbar darauf sahen wir ihn zur Haft bringen.

Damals war ihm vergönnt, von Zeit zu Zeit Weib und Kinder zu sehen.

Er appellirte, aber umsonst, und im Sommer 1841 wurde er auf die Festung Magdeburg abgeführt.

Entbehrungen jeglicher Art haben nunmehr im

Lauf der Jahre seinen ohnehin schwächlichen Körper ruinirt — er erträgt's.

Weder Weib, noch Sohn, noch Tochter hatte er gesehen in dieser Zeit — er erträgt's.

Lektüre war ihm versagt, nämlich gerade die, aus der er Nahrung zu schöpfen vermochte; jeder Streifen Papier war ihm zugemessen, jedes geschriebene Wort wanderte in die Hand des Kommandanten — er erträgt's.

Zeitweise war ihm ein Winter, ein Sommer vergangen ohne jegliche Beschäftigung, weil ihm ein langwieriges Augenleiden, eine Folge jenes oben erwähnten Raffinements der menschlichen Strafe, jede Beschäftigung unmöglich gemacht hatte.

Was die Welt bewegt hatte, was namentlich Preußen durchzog: Freiheitswehen — ihm war's fern geblieben. Er hatte Tage, Monden, Jahre gezählt nach nichts anderem, als nach den Strichen an seines Kerkers Mauer, die er für jeden verronnenen Tag dort eingezeichnet.

Melancholie wollte ihn fassen — er überwand sie.

Träumerei wollte ihn umspinnen — er erhob den Blick.

Wahnsinn drohte ihn zu packen — er rang mit ihm, und er überwand ihn.

Die kleinen Quälereien seines Kerkermeisters, dessen Widerwillen er sich zugezogen durch sein stilles, abgeschlossenes Wesen, was dem rohen Manne als Stolz galt, konnten ihn nur momentan erbittern.

Aber Eins jagte ihm jederzeit das Blut in die Schläfe, tödtende Kälte in's Herz.

Wenn er mit allen Mächten der Liebe brieflich zu den Seinen gesprochen und dann die Meldung kam: der Brief war nicht geeignet zur Absendung, — wenn nach ewigem Schweigen ein Gruß der Seinen kam und mitten im Liebeswort, mitten in einem Bericht, der der ersehnteste schien, ein Schnitt das Ende raubte, — das war's, was, was ihm das Blut in die Schläfe jagte, was ihn heute zusammenbrach.

„Der Brief ist zur Absendung nicht geeignet," hatte es eben geheißen.

„Sind das Teufel, oder sind das Menschen?" erwiderte er kalt.

Aber diese Erbitterung dauerte nicht lange, sie wurde, wie gesagt, Kleinmuth. Und noch ein anderes,

Jordan nicht minder fremdes Gefühl, was in dieser Seele noch keinen Platz gefunden: Reue.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief er nach einer stummen, nagenden Stunde, „ich hatte meine Pflicht gethan! Die ganze Welt lag vor mir! Ich konnte fortgehen. — Ich konnte selig sein mit einem Engel von Weibe, und ich habe ihr das Herz gebrochen?!“ — Und er weinte. —

Ein Mann wie Jordan mußte sich wohl zurecht finden aus einem Labyrinth der Stimmung, in die er so unvermuthet gekommen, aber je seltner man dergleichen Irrwege betritt, desto mühevoller geht man sie zurück.

Er fand aber die rechte Straße und somit sich selbst wieder. Doch konnte ihm nichts Widerwärtigeres begegnen, als in immer noch wunder Stimmung überrascht zu werden. Das wohlbekannte Gerassel des schweren Schlüsselbundes, die dumpfen Tritte des nahenden Gefangnenwärters klangen ihm deshalb doppelt mißtönend. Er stand auf, stellte sich vor die der Thür entgegengesetzte Wand und schien die dort eingezeichneten Striche zu berechnen. Nach einer ziem-

lich langen Pause sagte er vor sich hin: „also der 10. Januar ist heute.“

Indeß konnte der Schließer eintreten, das spärliche Mahl hinsetzen, und obgleich jede seiner Bewegungen langsam war, so hätte er auch inzwischen gemächlich wieder fortgehen können. Er aber blieb.

Doch erst wollen wir uns besagten Mann näher betrachten: Er war breitschulterig, von robustem Körperbau, und doch hing jedes Glied an dem andern, als hätte der Inhaber Mühe, sie zu erschleppen.

Man würde ihn bucklicht nennen, wäre er nicht so groß; aber er wäre größer, trüge er nicht den Kopf ganz gebeugt. Jede seiner Bewegung war linkisch und, wie wir sahen, sehr gemächlich. Auf solchen Körper gehörte nothwendigerweise ein einfältiger, recht massiver Kopf. Aber die Natur schien sich hier in einem Widerspruch gefallen zu haben, indem sie die Gestalt zur Karrikatur stempelte. Ein kleiner Kopf mit schlichtem, schwarzem Haar, ein rothes, pockennarbiges Gesicht, eine recht ansehnliche Kupfernase und ein Auge, dessen schneller Aufschlag gleich pfiffig als lustig blickte, schien wie zum Spaß auf erwähnten Mannes Schultern gesetzt.

Jordan drehte sich unwillig um, als er merkte, daß die Thür sich noch nicht schloß, und maß den Schließer mit fragendem Blick. Der aber hatte keine andere Antwort, als eine sehr tiefe und überaus ungeschickte Verbeugung. Eine zweite noch tiefere, noch ungelenkere Verbeugung, — und wie das Extrem einer Stimmung sich leicht zum Extrem wendet, so konnte Jordan sich nicht enthalten, bei diesem seltsamen, ihm geradezu unverständlichen Manöver in lautes unverwüstliches Lachen auszubrechen. Endlich sagte er: „nun, Mann, was sollen denn all' diese Reverenzen heißen?"

„Sie sollen heißen: „Hochverehrtester Herr Professor! ich sage Ihnen meinen allergehorsamsten Dank, daß Dero Herr Sohn meinem Mädchen das Leben gerettet haben." Sie sollen heißen: „Mein gelehrter Herr, Sie haben zu befehlen, ich stehe ganz zu Dero Diensten, Dero Frau Gemahlin empfehlen sich Ihnen ganz ergebenst!" und damit überreichte er Jordan mit komischer Gravität ein versiegeltes Briefchen.

„Mein Sohn! meine Frau! ein Brief!" Ihn erbrechen, ihn lesen, das war eins für Jordan. Er

hatte nur Auge für die geliebten Züge, nur Sinn für die ihm fast verklungenen Liebesworte. — Lange, ehe er zu Ende, hatte der Schließer die Zelle verlassen.

Von jetzt an stand Jordan in brieflichem Verkehr mit den Seinen, und von jetzt an hatte er ein menschliches Wesen gefunden, dessen persönlicher Verkehr ihm manche Stunde verkürzte — den Schließer.

Der Brief Charlottens lautete folgendermaßen:

2.

Abends den 10. Januar 1847.

Endlich ein Weg zu Dir, Geliebter, Einziger! Endlich die Kluft überdeckt, die mich von Dir trennt, ich kann wieder zu Deinem Herzen reden. O Reinhold, laß mich genießen den Augenblick, wo ich wieder Dein bin, laß mich Alles vergessen und Dir nur einmal, einmal wieder sagen, wie Du meine Welt, mein Alles bist! — —

Es geht nicht Reinhold! ich wollte vergessen, aber das Elend ist eingegraben in Dein und mein Herz. Ich schlepp' es mit herum, und es wird immer schwerer. Und doch Liebster! Wenn ich denke, daß, wenn

ich's leichter trage, es auch Dir leichter wird: sieh, so ist's anders, und ich möchte lächeln, möchte mich freuen und möchte vergessen.

Reinhold, wenn Du je Dich einsam gefühlt, bei Gott, so irrtest Du Dich. Im Schlaf und im Wachen war ich bei Dir, und die dunklen Gedanken Deiner Seele, die habe ich alle getheilt. Du könntest nichts Neues mir sagen, was ich nicht schon wüßte, ich habe mich gefreut über Dich und habe gezagt mit Dir. Sieh, das ist ja das Herrliche der Liebe: ob Berge, ob Meere, ob Mauern trennen, die Herzen verstehen sich, die Seelen sind Eins. Ich sah nicht die einzelnen Qualen dieser Deiner Jahre, und doch kenne ich sie — Du sahst nicht die einzelnen Schmerzen, die ich duldete, und doch theiltest Du sie. Und so sind und so bleiben wir bei einander — wenn auch getrennt.

Von unsern Kindern laß Dir erzählen. Hans, das bist du; derselbe Ernst, dieselbe Tiefe, aber er ist sorgloser als Du und auch nicht so mild. Er ist auch verschlossen, aber anders. Bei Dir wär's immer, als müsse die Welt Dir wehe thun, und bei ihm ist's, als

wolle er nichts wissen von der Welt. Das muß noch anders werden.

Unser Annchen ist besser als ich, aber was Du an mir liebst, das findest Du alles wieder in ihr. So lange dieses Kind Dir bleibt, werde auch ich dir nicht verloren sein. — — —

Reinhold, ich komme über Alles fort, habe Kraft, Alles zu tragen. Nur wenn ich denke, Du bist krank, und ich kann Dich nicht pflegen, wenn ich denke, daß Sorgfalt Dir Deine Kräfte wiedergäbe, und daß tausend Entbehrungen jetzt, die ich nicht nenne, aber doch kenne, sie vollens verzehren: sieh, das ist's, was mir zu schwer fällt.

Schreibe mir, Geliebter, über Dein Befinden, aber sag mir die Wahrheit. Und nun Lebewohl! — ach, welches Wohlleben zwischen Kerkermauern!! —

Wie ich zu dem Glück dieses Briefes komme, wird Dir der Ueberbringer erzählen; ich vermag's heut nicht. Ein Gedanke jagt mir den andern, und tausend Gefühle bewältigen mich. Die Deine für jetzt und in Ewigkeit.

Charlotte.

3.

Jordan an seine Frau.

Im Gefängniß den 11. Jan. 1847.

Mein geliebtes Weib!

Wo soll ich Worte finden für mein überströmendes Herz! Die Mauern, die mich umschließen, sind andere, die Luft, die zu mir dringt, ist eine andere, sie kommt von Dir zu mir, erschauernd fühle ich Deine sich an mich schmiegende Gestalt, und diese tonlose Stille möchte mich einwiegen in seligen Traum! —

Wie war's möglich, daß Du Jahre neben mir lebtest, und ich ahnte es nicht! — Warum versagte die Barbarei der Menschen mir diesen Trost bei vielen Qualen? — Der Verstand löst mir dieses „warum", aber das Gefühl empört sich dagegen. — Doch heut kein Vorwurf, heut gegen Niemand!

Mich selbst aber muß ich anklagen; denn ich hatte es nicht verdient, daß dieses überschwängliche Glück Deines Briefes mir gerade jetzt, gerade in einem Moment der Gesunkenheit kam. Ich war muthlos, zum

ersten Mal; ich hoffe, mit Gottes Hülfe es nicht wieder zu sein, und das tröste Dich. Ja, Charlotte, wir Alle sind schwach, auch der Stärkste findet den Punkt, wo seine Kraft zu Ende geht. Aber in Gott haben wir allzumal und jederzeit Kraft. Zu ihm sich wenden, in sein Wesen sich vertiefen, seiner uns bewußt bleiben bei jedem Verhängniß des Lebens, bei jedem Moment, der uns zur That ruft: das schafft unversiegliche Kraft und schafft untrügliche Klarheit. Wo wir schwach waren, da empfanden wir ihn nicht, wo wir irrten, da erkannten wir ihn nicht.

Unser Verhalten der Welt gegenüber aber sei das meines Wahlspruchs: Aide toi, Dieu t'aidera. Und dann laß uns unsere Sorgen ihm anheimstellen, laß uns vertrauen; er prüft uns nicht über unsere Kraft.

Ich bin sehr reich in Dir, Geliebte, und in unseren Kindern. Ich bin stolz auf unseren Sohn, dessen Geistesgegenwart und Muth mir so gerühmt wird. Ich baue auf ihn, und das sage ihm. Er soll Euch lieben, er soll aber auch die Menschen lieben. Wir leben nicht in der Welt für uns. Wie das Weib zunächst der Familie, so gehört der Mann zunächst dem

Vaterlande. Er werde ein ächter Sohn des Vaterlandes, für das ich freudig leide, für das er freudig dereinst wirke. Mein Geschick erbittere ihn nicht.

Sage ihm das Alles, er wird es jetzt noch nicht fassen, aber die Worte werden als Samenkorn in seiner Seele ruhen und dereinst herrlich aufgehen. Das ist meine Hoffnung.

Sonntag den 12. Jan. 1847.

Neue Freude! wieder ein Brief von Dir! Du treues Weib, habe Dank für die zarten Sorgen Deiner Liebe, die sich Wege gebahnt bis in meinen Kerker. Als mir heut früh die frischen Epheublätter wiederum Grüße brachten aus der Welt und von Dir, als mir unserer Kinder klare Schriftzüge, der wärmende Shawl, von unsrem Annchen gestrickt, den Tag heut wirklich zum Sonntag machten, da fühlte ich mich überreich; — oder vielmehr, das Blut strömte wieder durch meine Adern. Thatenmuth erfüllte mich wieder in einer Fülle, wie ich lange nicht gekostet. — — Aber der Schauplatz, aber der Wirkungskreis fehlt! Und auch das lähmt mich nicht.

Die Kinder sollen schön sein, wie ich höre; und für Dich erfand der Mann sich zarte Worte, aus denen Dein Bild mir süß und bekannt entgegentrat. Ich gebe mich der Hoffnung hin, die Blüthe, die er bei Dir schildert, sei die der Gesundheit. Und auch Du beruhige Dich, ich thue zu meiner Pflege, was die Umstände irgend gestatten. Küß' mir die Kinder und fühle Dich umfangen von Deinem Mann.

Wie's im Vaterlande aussieht, Charlotte, das sage mir. Jordan.

Wir lassen jetzt einige Auszüge aus den Briefen des Ehepaares folgen:

Drittes Kapitel

1.

Charlotte an ihren Mann.

Wie's im Vaterlande aussieht, soll ich Dir sagen? Ich wünschte Dir einen besseren Berichterstatter, aber ich will es sein, so gut ichs vermag. Das Material wenigstens wurde wohl selten so liebevoll gesammelt; und wäre mir's einigermaßen gelungen, dem Schritt der Zeit zu folgen, so ist's, weil es für Dich geschehen.

Dabei ist mir etwas Seltsames begegnet: jedes Ereigniß dieser Jahre machte erst den Umweg durch Deine Seele zu meiner. Es wirkte nicht unmittelbar auf mich, sondern erst fühlte ich, wie es auf Dich wirken würde. Und durch diese liebe Gewohnheit ist mir

ein gutes Theil Selbstständigkeit verloren gegangen — oder mein Urtheil hat sich durch das mir bekannte Deine gebildet. Wie wollen wir's nennen, Lieber?

Wie wenn der Wanderer lange in einförmiger Sandwüste gereist, ringsum schwüle, brennende Luft, — und da mit einem Mal am Horizont ein heller Streifen, da fächelnde Kühlung, die immer frischer herüberweht; immer heller leuchtete der Silbergürtel in ferner Ferne, immer lebendiger wird's, ein Wehen und Wogen erhebt sich, und da naht die Ferne, da ist sie erreicht, und das Meer, dem wir uns vertrauen wollen, liegt vor uns in majestätischer Hoheit: so, Reinhold, dem Wanderer, der durch diese Jahre schritt, diese Jahre, die Du verdammt warst zum Kerker. Nur das Meergestade, freilich, das war noch nicht erreicht.

Und wo ist die Wüste, deren Unbegränztheit selbst den kräftigsten Fuß ermüdet, und wo ist der Punkt, der zuerst die Ferne enthüllte?

O die Wüste kanntest Du, das waren die Jahre von 1830 zu 1840, und den Punkt, der die Ferne enthüllte, den sahst Du auch, aber die Meeresluft, die frische, kühlende: der Aufschwung der Geister, das er=

wachte Selbstbewußtsein des Volkes — die stärkten Dich nicht mehr! —

Ja Reinhold, es ist Alles anders worden, — der Gesichtskreis erweitert von politischem, socialem, religiösem Standpunkt. Verzeih es dem Weibe, das Letzterem zuerst sich zuwendet; die Bücher aber, die ich anbei übersende, mögen für mich und besser das Andere thun.

Weißt Du noch, wie oft Dich die Gleichgültigkeit der Menschen für die höchsten Interessen, der Mangel an sittlichem Ernst gekränkt hat? Diese Gleichgültigkeit ist geschwunden, und der Kampf trat an die Stelle. Freilich ein heißer, aber er würde ohne Erbitterung sein, wenn mit gleichen Waffen gekämpft, wenn die Macht nicht Partei ergriffen, wenn Wahrheit einzig die Wahrheit besiegen könnte. Aber die Regierung hat sich ins Mittel gelegt.

Wie lebhaft erinnere ich mich noch der allgemeinen Freude über Altensteins Nachfolger. Nur Du warst besorgt. Es hieß damals: „Er hat als Student seinen Schelling wie Einer gelesen, er ist ein scharfsinniger Mensch, einer unserer tüchtigsten Geschäftsmänner.“ Du aber bestrittest seine Befähigung, objektiv

die Welt zu betrachten, „er wird sie anpassen der eigenen Individualität, wird sie subjectiv umformen wollen.“

Deine Vorhersagungen sind eingetroffen. Natürlich, er konnte verschiedene Meinungs-, verschiedene Glaubensauffassungen nicht schaffen, aber er konnte sie zum Kampfe treiben. Das hat er gethan, reizt doch nichts mehr, als Unterdrückung der einen, Ueberschätzung der anderen Partei.

Ueberschaust Du das Resultat dieser Jahre, so findest Du die orthodoxe Geistlichkeit in den währenddeß erledigten Aemtern und Ehren, die Lehrerstellen an Schulen und Gymnasien vorzugsweise von Gläubigen besetzt, Du findest die freie religiöse Richtung von den Lehrstühlen den Universitäten verdrängt, selbst die Philosophie mußte vom Glauben borgen.

Nicht genug: Es kommen Verweise seitens des Ministeriums, Drohungen, dann folgt die That. In Königsberg wird Lehrer Witt wegen Betheiligung an mißliebigen Zeitungsblättern von Eichhorn zur Disciplinar-Untersuchung gezogen, von seiner Stelle entfernt. In die abgeschlossenen Thäler des schlesischen Hochgebirges dringt die freiere Richtung, natürlich

also die Verfolgung derselben. Lehrer Wander am Gymnasium zu Hirschberg wird suspendirt, der berühmte Diesterweg in Berlin zu Erklärungen gedrängt, — es gedeiht wenig äußere Behaglichkeit bei unliebsamer Richtung.

Anerkannte Lehrbücher werden mit Gewalt verdrängt, die Orthodoxie hat neue geschaffen.

Der Minister, der, wie man sagt, sich in Reden gefällt, dabei aber unklar sein soll, belehrt öffentlich zurechtweisend durch Alter und Ruf ausgezeichnete Männer, wie z. B. in der Aula zu Breslau, bei feierlicher Vorstellung sämmtlicher Professoren, den greisen David Schulz.

Derselbe Geist und das Preisen des eigenen (allerdings ja ehrwürdigen) Glaubens athmet bei allen Gelegenheiten, z. B. zu Bonn, wiederum bei öffentlicher Ansprache an die akademischen Lehrer, zu Münster an das dortige Seminar; zu Königsberg im Jahre 1844 bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Jubiläums der Universität. Hier vertritt er nebenbei die unantastbare Freiheit der Forschung, und zuletzt erweist sich, daß diese gepriesene Freiheit nur der Naturwissenschaft zieme.

Ein Vorwurf des Ministers findet aber allgemeinen Anklang: daß nämlich die Männer der Wissenschaft sich vom Leben abtrennen, statt dasselbe zu läutern. Nur die Aufforderungen sind verschiedene. Die Einen: es soll mit Freiheit geschehen; das Ministerium: es geschehe auf gewünschte Weise.

Man braucht aber auch Kämpfer. Ein Regierungsorgan soll geschaffen werden, was im Sinne der Administration die politischen und religiösen Interessen vertritt. Unterhandlungen werden geflogen, ein geachteter Lehrer der rheinischen Universität wird deshalb nach Berlin beschieden; aber diese Sache zerschlägt sich. „Der Kampf ist zu ungleich, den Waffen der Gegnerist im Voraus die Spitze abgebrochen, dieser Kampf kann nicht ehren.“

Die Kirche soll gestärkt werden, Provinzial-Synoden werden berufen, die Orthodoxie ist dabei vorzugsweise vertreten. Das Losungswort heißt: „die Kirche bilde sich aus sich selbst,“ aber wieder ist der Nachsatz: „in der gewünschten Weise.“

Und die sogenannte rationalistische Geistlichkeit währenddeß? Worte, die bei den Synoden gefallen, beängstigen die Gemüther, man hörte von Kirchenzucht,

von Beichte, von Gewalt des Seelsorgers der Familie gegenüber. — Das stimmt nicht zu dem Zeitbedürfniß.

Nun bricht sich der freie Gedanke Bahn; um so kräftiger, je mehr er beengt. Die Geistlichen der unterdrückten Richtung thun sich zusammen, berathen gemeinschaftlich, wie den immer kräftiger werdenden Einwirkungen der Gegenpartei zu begegnen, wie der eigene Boden am besten zu schützen. Zusammenkünfte werden gehalten, Laien treten hinzu, man verständigt sich über Glaubens- und Gemeinde-Angelegenheiten. Einer stärkt sich am Andern; wie das Interesse, so wächst auch die Zahl der Theilnehmer. — Sie nehmen oder man giebt ihnen den Namen: „protestantische Freunde," „Lichtfreunde." Jene Versammlungen werden Volksversammlungen. Aller Orten wiederholt sich das gesteigerte Interesse für die religiösen Fragen, namentlich in Schlesien und Preußen; aber jene Erscheinungen concentriren sich hauptsächlich in der Provinz Sachsen, wie denn die bedeutendsten Häupter der protestantischen Freunde ebenfalls Geistliche dieser Provinz. Die Namen Wislicenus, König, Uhlich werden am wärmsten genannt. Aus Königsberg dagegen tönen die von Rupp und Detroit herüber.

Nun wieder das alte Schauspiel von Suspension und Untersuchung, die Versammlüngen werden verboten, die Hauptredner an ihre Wohnorte gebannt, ihre Schriften, ihre Predigten bieten die Grundlage zu ihrem Verhör.

Jetzt, Reinhold, sind wir auf den streitigen Punkt gelangt, um den es sich fortan hauptsächlich handelt. Es ist nun nicht mehr ein theoretischer Kampf der Geistlichen unter einander, auf deren einer Seite die Regierung steht, sondern die Laien (sowohl der einen, als der anderen Richtung) fühlen sich in ihrem innersten Glaubensrechte gekränkt, die Gemeinden schließen sich ihrem Geistlichen an; Partei-Schriften erbittern, die Stellung gegen einander wird immer mißlicher.

Die Einen — ich scheue den Namen Pietisten — ich sage also lieber: die Strenggläubigen nehmen den Boden inmitten der evangelischen Kirche für sich ausschließlich in Anspruch: die Lichtfreunde sollen ausscheiden. „Der Glaube der Kirche wurzele in der Bibel, dem „Wort Gottes" und deren Auslegung, wie sie in den symbolischen Schriften niedergelegt. Inmitten dieser freie Forschung. Verwerfung dieser zerstöre das Grundprincip der evangelischen Kirche.

Nun folgen öffentliche Protestationen jener s. g. Lichtfreunde und Gleichgesinnter: „Gerade in der freien Auslegung der Schrift, in der Lösung des Geistes vom Buchstaben liege die durch Blutströme erkaufte Errungenschaft der Protestanten. Die symbolischen Schriften seien nur Glaubenszeugnisse unserer Väter, nicht Glaubensnormen. Bürger und eben so Militär, Lehrer, Geistliche, kurz Beamte unterzeichnen zu Tausenden. Verweise an Letztere seitens der Administration folgen den Protesten.

Da theils in Folge eingeleiteter Disciplinar-Untersuchungen, theils unmittelbar von den Consistorien verschiedenen Geistlichen die Ausübung ihrer Amtshandlungen untersagt worden, da Anderen, welche durch Gemeinde-Wahl zum Seelsorger berufen, die Bestätigung geweigert, also dadurch faktisch jede religiöse Erbauung solcher Gemeinden und Prediger unmöglich gemacht ist; da glaubt man der Gewalt weichen zu müssen. Es erfolgt das Letzte, das, worauf die Regierung längst hingewiesen: Sektenbildung. Freie protestantische Gemeinden entstehen so in Königsberg, in Halle und anderweitig.

Ein Vertreter der freien Richtung weigert sich

jedoch beharrlich dagegen: nämlich Uhlich. Es ist derselbe, dessen Wirken in der hiesigen Katharinen-Gemeinde, wohin er inzwischen berufen, Tausende erbaut, dessen Lehre mir und Vielen oftmals trostvoll und erhebend ins Herz gedrungen, dessen Worte mich oftmals aufgerichtet aus der bittersten Herzensnoth. Uhlich wahrt für sich und die Seinen feierlich das Recht, in dem evangelischen, allgemeinen Kirchenverbande zu verbleiben. Bangend harren Viele, und ich mit ihnen, der höheren Entscheidung.

Wenn ich Dir, mein Theurer, nur in nackten Umrissen die Bewegungen in unserer Kirche wiedergegeben, so enthielt ich Dir allerdings die geistigen Früchte derselben vor. Die aber kennst Du selbst besser als ich. Du sagtest ja oftmals: „Wo Gleichgültigkeit, da ist „Formwesen. Leben ist Bewegung, wirkliches Leben „ist Fortschritt, und kein Fortschritt ohne Kampf."

Aber erst eine Seite der religiösen Bewegung hab' ich Dir vorgeführt; der Drang der Geister nach Erlösung von der Form machte sich nicht minder in der katholischen Kirche kund; und darüber Einiges in meinem nächsten Briefe. Für heute nur meine und der Kinder zärtliche Grüße; und neben der geistigen Nah-

rung auch in Beifolgendem einige für die Pflege deines Körpers. Du Armer, Lieber, Einziger. —

Charlotte.

Den folgenden Brief Charlottens, der ziemlich ausführlich die Ronge-Bewegung und Aehnliches schildert, übergehen wir, nicht weil die Thatsachen von minderem Interesse, sondern weil sie noch allgemeiner gekannt sind.

2.

Dagegen finde ein späterer Brief Jordans hier eine Stelle.

24. Januar.

Euer natürlicher Beschützer sein und es doch nicht sein können, das hätte mich sollen mit der Sorge vertraut machen. Und doch, meine Charlotte, so ist es nicht; ich bin ihrer nimmer gewohnt worden. Jetzt aber umschleicht mich eine Angst um Dich, wie noch niemals zuvor; die Mauern meines Kerkers erdrücken mich.

Es ist möglich, diese Angst ist eine Schwäche, dann wollen wir sie verbannen; wenn aber jene ge-

heimnißvolle unabweisbare Stimme Wahrheit wäre .... Charlotte, sieh mir ins Auge! hatten die Worte in Deinem ersten Briefe, daß Du mir nimmer verloren, so lange unser Annchen mir bleibe, keinen geheimeren Sinn? Sag es mir mit klaren aufrichtigen Worten: bist Du gesund? — Ich scheue nur die unsichtbaren Feinde.

Wie oftmals, wenn in früherer Zeit mein Sinn von Erdenwirrniß umwölkt war, wie oft sagtest Du damals zu mir: „Reinhold, sieh Dir den Himmel an!" Ja, süßes Weib, das wollen wir thun! — Der Blick des irdischen Himmels ist mir jetzt versagt, aber es giebt einen anderen und höheren! —

Nun Dank für Deine Berichte und Dank dafür, daß Du trotz Lebensmühen Dein Herz warm erhalten hast für die Mitwelt! O, ihr Weiber, Ihr könntet die Welt umschaffen durch Eure Kinder. Eure Liebe würde bei ihnen Tugend, Eure Wärme bei ihnen Begeisterung. Seid bessere Mütter, mindestens wenn Ihr nicht bessere Frauen sein könnt; die Mutter eines bedeutenden Menschen war jederzeit edel.

Du aber, Charlotte, bist das Weib meines Herzens und bist die Mutter, die ich für meine Kinder ge-

wünscht. Das Schwerste in meiner Abgeschiedenheit hast Du mir abgenommen. Für Eure Seelen brauchte ich nicht zu bangen. Sie läßt sich nicht erbittern, ihr Geist wird nicht zusammenbrechen! das war mein Trost. Sie wird unseren Kindern ein Mitgift ins Leben geben: Liebe; und durch diese Liebe das, was dem Einzelnen wie der Zeit vor allem Noth: Energie und Wahrheitssinn. Das war und ist mein Vertrauen; denn wie ich an Dich glaube, so glaube ich an umschaffende Liebe.

Ja Wahrheitssinn und Thatkraft seien wie beim einzelnen Menschen so bei ganzen Völkern Kompaß und Ruder. Das Eine deutet die untrügliche Richtung, das Andere verfolgt sie. Ohne diese Beiden nimmer wahrhafter Fortschritt, nicht auf politischem, nicht auf religiösem Gebiet.

Und darum freue ich mich der begonnenen Reform in unserer Kirche, sie ist von einem kräftigen nach Wahrheit ringenden Geiste diktirt; und, was nicht minder wichtig: sie steht auf berechtigtem, weil auf protestantischem Boden. Dieser Boden fehlt den gleichen Bewegungen inmitten der katholischen Kirche. Die Reformen in dieser können nur formaler Natur sein,

doch bieten sie wahrlich Stoffes genug; denn tausendjährige Mißbräuche giebt es da auszumerzen: ich nenne nur das Papstthum, das Cölibat, die lateinische Messe. Vor solchen Reformen würde Rom erzittern.

Aber das Dogma der Kirche ist unantastbar, steht ganz und fest, wer an diesem rührt, der maße sich nicht an, ihren Bau zu vollenden; oder, wer hätte wohl je unternommen, zum Ausbau eines Domes den Grund zu untergraben. Wer an dem Dogma rührt, der thue, was vor Zeiten die Väter gethan, er flüchte aus dem Katholicismus zum Protestantismus: so ein Czersky, ein Ronge.

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!“ das steht mit Flammenzügen über den Eingangspforten der Allgemeinen protestantischen Kirche geschrieben, die Raumes genug faßt für Alle, welche den Namen Gottes und Christi bekennen, welchen die Bibel alleinige Quelle des christlichen Glaubens, welche den Geist höher halten als den Buchstaben.

Inmitten dieser einen Kirche sich andere Tempel erbauen, in Sekten sich theilen, ist Niemand verwehrt; wer aber könnte dazu gezwungen werden?

Denn gäbe es für uns Protestanten ein Glaubensgesetz, wären die Symbole unserer Väter auch uns Glaubensnormen, bedingten diese unsere Gemeinschaft mit der allgemeinen evangelischen Kirche; wer anders als die Lutheraner, sie, welche vor Jahren in fremden Welttheilen sich Stätten suchen mußten für ihre Kirchen, wer anders als die Lutheraner wären die Berechtigten?

Aber „der Geist steht höher als der Buchstabe", darum der Geist der Reformatoren, der sie zu ihrem Werke getrieben, höher als ihre Glaubenszeugnisse.

Will ein Staat dagegen, wie bei uns, eine Staatskirche ernennen, Glaubensrichter sein, die Gemeinden herausweisen aus dem allgemeinen Vaterlande — (wie dies allerdings faktisch bei uns geschehen) — was könnte ihn hindern? ihn im Besitze der Gewalt? Was anders als Gegengewalt! Und ehe die Völker dazu sich entschließen, dulden sie viel.

Nur gedrängt konnten Wislicenus und Andere in Sekten sich splittern! — — ich aber schließe mich ganz und von Herzen dem feierlichen Proteste Eures Uhlich an, und ich sage: man darf sich nicht herausdrängen lassen."

Für heute nur das noch: in den Sorgen, die mich Deinetwillen bestürmen, mußt' ich mir vorwerfen, nicht dankbar genug gewesen zu sein. Die Armuth brauchtest Du, brauchten die Kinder nicht zu durchkämpfen. Der Kelch mindestens ist an uns vorübergegangen. Schreibe mir auch über diese äußeren Verhältnisse. Wenn's nur ein Jahr noch ausreicht, dann hoffe ich weiter zu sorgen.

Ja wir wollen dankbar sein! wir sinds nimmer genug. Dein

Jordan.

Zwölftes Kapitel.

1.

Wir wenden uns nun zu Charlotte. Es war Sonntag, sie kam soeben mit ihrem Töchterchen aus der Kirche, seit lange zum ersten Mal. Bedrängten Herzens war sie hingegangen, erleichtert kehrte sie heim, und das war ihr zu gönnen; denn die Arme trug an der Last des kranken Körpers schon schwer genug. Unten an der Hausthür sprang Hans den Kommenden freudig entgegen, hielt hoch in jeder Hand einen Brief: „vom Vater! einen für Dich, Mama, einen für Annchen:“

Die Wangen der bleichen Frau färbten sich ein wenig, hastig ergriff sie das ersehnte Schreiben, Annchen aber mußte um das ihrige dem Bruder erst schöne

Worte geben, der indeß die geliebte Mutter sorglich hinauf leitete, dabei aber nicht einige Neckereien für die Kleine vergaß.

Während die Kinder des glücklichen Vorrechtes der Jugend genossen, durch welches der Schmerz zur Wehmuth sich mildert, und selbst in die Wehmuth hinein scherzende Töne klingen — währenddeß las Charlotte den vorstehend mitgetheilten Brief ihres Mannes. Sie war so getröstet aus der Kirche gekommen, die Worte der Schrift: „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ waren ihr so stärkend ins Herz gedrungen, so muthig war sie ins schmerzvolle Leben von neuem hinausgeschritten — — und nun war Alles wieder dahin.

Selbst des Geliebten Fassung, die ihn vermochte, Kerker und Leid zu vergessen und sich warm in die Interessen der ihm so fernen Welt zu versenken — selbst diese konnte die Unglückliche nicht erheben — ja ihr klangs bitter, von Weltkämpfen hören, während ihr Herz zerrissen war, während sie im Kampfe unterlag.

„Sag mir mit klaren aufrichtigen Worten, bist Du gesund?“ die Frage hatte Charlottes so mühsam

errungene Fassung umgestürzt; denn wie Posaunenton des Weltgerichts tönte mit einem Male in ihrer Seele die Antwort: „der Tod schleicht durch mein Gebein.“

Hätte sie mehr an sich gedacht, sich mehr gewöhnt, auf sich zu achten, wäre die Begleiterin der Krankheit, die sie verzehrte, nicht die Hoffnung: längst hätte jener Gedanke in ihr entstehen müssen. Aber die Körperleiden waren so langsam gekommen, waren nur allmälig gestiegen, Charlotte hatte sie genommen, als müsse das so sein, hatte des Arztes Rathschläge befolgt, seine Winke aber nur halb verstanden. Sie hatte um ihrer Kinder willen gesund sein wollen und ihretwillen sich nicht gefährlich krank geglaubt — — und nun, und nun kam ihr die Erinnerung an ihre Leiden, und sie unabweislich zu machen, kam auch die Gegenwart: ein Hustenanfall, wie er seit lange nicht so heftig gewesen, stellte sich ein.

Als die Erschöpfte endlich zur Ruhe gekommen, beschwichtigte sie die um sie bemüht gewesenen Kinder mit sanften Worten und schickte sie unter dem Vorwande, sie bedürfe der Stille, ins Nebenzimmer. Lange schwieg sie dann, endlich sprach sie innerlich er-

schauernd und mit tonloser Stimme: „Ja! ja! mir naht der Tod!“

„Ich wanke dem Grabe zu, die Kinder hülflos,“ und „wir sind arm! er muß es wissen, ich muß ihn sehen, ich muß ihn sprechen!“ halb dachte sie das, halb schluchzte sie's.

Sie waren wirklich arm. Dies Geheimniß hatte die unglückliche Frau bisher sich selbst kaum gestanden, obgleich sie tapfer mit den Stürmen, die über sie eingebrochen, gekämpft. Ja sie hatte gethan, was Manche ihr als stark, Manche als schwach anrechnen möchten: sie hatte ihren Mann getäuscht, wenn auch nur schweigend — damit er mindere Sorge habe. Jordan hatte, ehe er zur Festung abgeführt worden, noch Anordnungen getroffen zum Verkauf des kleinen Hauses, worin wir die einträchtige Familie in früheren Zeiten gesehen, aber er wußte nicht, daß jener Erlös durch Zusammenwirken ungünstiger Umstände großentheils verloren gegangen. Er wußte nicht, daß seine Frau Unterricht gegeben hatte, so lange ihre Gesundheit es gestattet, daß die Seinen aufs beschränkteste gelebt, und daß jetzt nur ein spärlicher Rest des kleinen Vermögens vorhanden, spärlich genug für zwei, drei Monate.

„Was dann thun,“ hatte Charlotte sich schon oft gefragt; dann war ihr Trost, wie so Vieler, die keine Hülfe sehen: „der liebe Gott wird weiter sorgen.“

Er muß es wissen! hatte sie eben fast verzweifelt gerufen, — und nun sie sich mit dem Gedanken vertraut gemachte, daß er es wissen müsse, daß es vielleicht gelinge ihn zu sehen, da kam eine unbegreifliche Ruhe über sie. Ihr war, als sei ihr nun schon geholfen, er hatte ja immer Rath gewußt, er wußte ihn auch diesmal. Und bei der Möglichkeit, ihn wieder zu sehen, zog die ganze volle lebendige Lust wieder in sie hinein, und Alles war vergessen, Krankheit und was den Namen des Kummers trägt.

Wem dies unbegreiflich scheint, der liebte anders wie Charlotte. Freilich heißts: „auf Menschen ist nicht zu bauen.“ Sie aber baute auf den, der immer für sie stark gewesen, — und ihre Kraft kam aus der Liebe zu dem Geliebten; und wem dies unchristlich erscheint, der denke, daß diesem Weibe also in der Liebe zu dem Geliebten der Weg zu Gott gebahnt war.

Uebrigens aber besaß Charlotte, so ernst sie auch war, viel Heiterkeit, wie wir schon früher sahen, ja eine unerschöpfliche.

Die Kinder hatten inzwischen geplaudert, da klangs herüber: „Hänschen, mein Hänschen, komm mal zu mir!“ Der Knabe, der augenscheinlich merkte, daß sei eine heitre Stimme, sprang mit einigen munteren, aber auch ungestümen Sätzen ins Nebengemach. „Hänschen, lauf zum Prager hinüber, sag ihm, er möchte heut Abend zu mir kommen! — lieber Junge! und dreh noch mal um, komm, gieb mir die Hand, was dank ich Dir's, daß wir vom Vater wieder hören können!“

Während der Knabe seinen Auftrag vollzog, setzte sich Annchen zur Mutter. „Ach Kind“, sprach diese, „wir wollen heiter sein, sind wir doch so glücklich, daß wir einander haben!“ Der leidenschaftliche Kuß Annchens verrieth, daß sie empfinde. „Und weißt Du was, Kind,“ sagte die Mutter weiter, heute spiel ich mit Euch, wie neulich zu Deinem Geburtstage! heut spiel ich, was Ihr wollt.“

Abends wurde allerdings gespielt und zwar recht fröhlich. Der Nachmittag aber verging in ungewöhnlicher Weise.

2.

Es war nämlich 2 Uhr, da hielt eine Equipage vor dem Häuschen, die alte Aufwärterin kam verwundert ins Zimmer: eine Dame wünscht Sie zu sprechen!"

Eine Equipage, eine Dame, das war etwas außerordentlich Seltenes vor und in dem Häuschen. Die Kinder sahen einander an mit dem sprechenden Blicke: „was soll denn das heißen." Charlotte ging der Fremden entgegen.

Hatte die Equipage unten schon die große Verwunderung der Kleinen erregt, so nun doppelt das schwarze Atlaskleid, die Sammetmantille, der weiße, mit Flor und Federn geschmückte Hut der eintretenden Dame. Sie sah aber auch wirklich schön aus. Halb mochte es der Putz thun, aber solch ein edles, regelmäßiges Gesicht mit so guten und klugen Augen mußte auch ungeschmückt schön sein.

Jetzt unterbrach sie ihre Entschuldigung so unberechtigten Besuches durch freundliche Worte an die Kinder, die so harmlos wohlmeinend gesprochen wurden, daß die Herzen schnell gewonnen waren.

„Wir sind uns übrigens nicht so fremd, als Sie vielleicht denken,“ sagte Charlotte, nachdem sie ihren Gast zum Sopha geführt, ich habe Sie noch heut in der Kirche gesehen, wir sind Nachbarinnen dort.“ —

„Freilich,“ fiel Jene ein, „seit lange sah ich Sie heut wieder zum ersten Male. — Und wissen sie, daß ich mich Ihretwegen ordentlich geängstigt habe, ich war ganz froh, als ich Sie wieder erblickte, — aber Sie müssen sich gewiß noch recht schonen, meine liebe Frau, nur heute machen Sie eine Ausnahme! Ich bitte Sie, fahren Sie mit mir! unterstützen Sie mich und noch viele Andere bei einem Unternehmen!“

Hatten die Kinder bis dahin große Augen gemacht über den Besuch, so kam nun die Reihe der Verwunderung an Charlotte; sie äußerte lächelnd: „ich Sie unterstützen, das kommt mir ordentlich komisch vor.“

„Ja ja,“ meinte die Fremde, die sich, was wir vergessen zu berichten, als eine Madame Hardenthal, die Frau eines angesehenen Magdeburger Fabrikbesitzers ausgewiesen, „Sie sollen für uns Alle sprechen, ich habe es Ihrem Gesicht angesehen, daß Sie's am besten können. Wissen Sie denn nicht, daß man wie-

der droht, uns unsern Uhlich zu rauben. Das darf nicht sein, das leiden wir nicht; wohl über hundert Frauen sind mit mir einig, man soll es wissen, daß wirs nicht dulden, und eben Sie werden das aussprechen! Wir Alle begleiten Sie zum Konsistorialpräsidenten, aber Sie müssen reden!"

Charlotten kam dies ganz verwunderlich vor. „Ich bleibe dabei," äußerte sie, „Ihr Wunsch ist komisch, Sie haben einen wahren Strom der Rede, und ich bin wortkarg — und ach" — setzte sie seufzend hinzu — „mich hat Unglück und Einsamkeit schüchtern gemacht — und ich bin krank, sehen Sie, dieser fatale Husten, der mich eben wieder unterbricht, der läßt mich, ginge auch Alles gut, in der schönsten Rede stecken bleiben."

Aber alle Einwendungen halfen nichts, — denn wir müssen die Wahrheit sagen, Charlotte ließ sich gern überreden. Dem Leidenden thuts wohl, wenn die frische Welt zu ihm hineintritt, oder er aus seiner Einsamkeit einmal zu ihr hinaus; er meint dann, er habe wohl nur schwer geträumt, und es werde Alles noch gut gehen.

Doch auch die Sache selbst interessirte sie; sie

dachte an die Kämpfe, die sie, ein Kind, im Religionsunterricht gekämpft, wo ihr klarer Verstand in Zwiespalt gerieth mit den Lehren des orthodoxen Geistlichen, — wenn's möglich, wollte sie dergleichen ihren Kindern ersparen.

So wurde denn ein seidenes Kleid angethan — wie viel Erinnerungen knüpften sich daran — Annchen hüllte die Mutter in den wärmenden Pelz, damit sie sich ja nicht erkälte, Hänschen sprang voran, den Wagenschlag zu öffnen, und als nun die Equipage stolz von dannen gerollt war, und die Kinder oben sich wieder beisammen fanden, da machte der Knabe tausend ausgelassene Streiche, bei denen ihn Annchen mit einem so hellen Gelächter unterstützte, daß die Alte ins Zimmer eilte, die Hände über dem Kopf zusammen schlug und in komischem Erstaunen ausrief: „ei du meine Verwunderung! das ist ja heute befremdlich! Musje Hans! ach machen Sie nochmal solchen Purzelbaum!"

Fünftes Kapitel.

1.

Zur Erläuterung des Folgenden sei vorangeschickt, daß diejenigen Bewohner Magdeburgs, welche sich besonders für religiöse Tagesfragen interessirten, damals sehr gespannt waren.

Eine Generalsynode zu Berlin im Jahre 1846, obgleich auf's sorgfältigste zusammengesetzt, hatte dennoch, was Symbolfrage, Kirchenverfassung, innere Stärkung der evangelischen Kirche betraf, hierarchischen Tendenzen minder die Hand geboten, als man erwartet. Der Staat jedoch erklärte bei dieser Gelegenheit wieder entschieden, er sei ein christlicher Staat und wolle es bleiben, die unirte evangelische Kirche sei Staatskirche. Und die Regierung hatte demgemäß

wiederholentlich, wie wir hörten, diejenigen, welche theils die Göttlichkeit Christi, theils die Gültigkeit der Symbole in Zweifel stellten, an Ausübung ihrer kirchlichen Andacht inmitten dieser Staatskirche gehindert.

Solch ein Schwert, das jeden Augenblick herunterstürzen konnte, drohte denn auch den Magdeburgern, ja, wollte die Regierung konsequent handeln, so mußte es herunterstürzen. Bisjetzt jedoch schien man sich — abgerechnet verschiedene Consistorial- und Polizei-Quälereien — zu begnügen, die königliche Amtsbestätigung für den durch die Katharinen-Gemeinde gewählten Prediger möglichst hinauszuschieben. Genug, um die Gemüther in Spannung zu erhalten. Neue Ernennungen im alten Geist machten aber nun selbst besorgt.

Die Professur des freidenkenden Marheineke wurde soeben einem tüchtigen aber strenggläubigen Docenten — Nitzsch aus Bonn — verliehen. Das Pfarramt desselben M a r h e i n e k e sollte, so sprach man (und es ist seitdem geschehen), der wegen seiner Orthodoxie weit und breit gekannte K r u m m a c h e r erhalten. Erst S c h l e i e r m a c h e r, dann M a r h e i-

neke, jetzt Krummacher, das wollte nicht in die Köpfe. Das aber betraf Berlin. Nun kam Magdeburg an die Reihe. Es verbreitete sich die Kunde, ein neuer Konsistorial-Rath werde dort eintreffen, der Schwager des Kultus-Ministers, nämlich Professor Sack aus Bonn, als Docent wenig gekannt, als Prediger wenig beliebt — wie diejenigen, welche dort studirt, nicht verfehlten zu berichten. Eine Reise, die er nach England gethan, um, wie man sagte, im Auftrage der Regierung, über die dortigen Kirchenverfassungen zu berichten, Streitschriften, darunter Angriffe auf Herder und andere Notabilitäten, hatten zeitweise von ihm reden machen.

Lieber Gott! es war ein braver Mann, — aber immer Orthodoxie, das war denn doch zuviel. Eichhorn Minister, Krummacher Prediger, Göschel Präsident, Sack Konsistorial-Rath, was sollte da aus Uhlich, was aus dieser ganzen Richtung werden!

Jetzt meinte man sich nach Kräften wehren zu müssen, der Schreck drang in die Familien, ergriff selbst Frauen, Mütter und Kinder. Jeden Sonntag sagte Einer dem Andern: „heut predigt Uhlich viel-

leicht zu letzten Male.“ Die Kinder fragten einander: „ob er uns zu Ostern wohl noch einsegnen wird?“ Kurz, seine Lehre, seine einfache und doch so glühende Sprache, sein gutes liebevolles Wesen hatten die Gemeinde und mehr als diese ihm innigst verbunden.

Man mußte sich verwahren gegen den Verlust solch eines Mannes.

Wir kehren nun zurück zu jenem Sonntag Nachmittag.

Das Hardenthalsche Haus diente zu der oben bezeichneten Stunde zum Sammelplatz, und so geräumig es an sich war, so eng war es doch heut. Frauen aus allen Ständen, von jedem Alter hatten sich daselbst eingefunden, weit über hundert. Alle waren erregt, wiewohl in ihrer Aeußerungsweise theils gesprächig, theils schweigsam; jede ihrem Verhältniß gemäß sorgfältig gekleidet.

Manches ausdrucksvolle Gesicht machte sich bemerklich, hier eine liebe Alte mit heitren, treuen Augen und Zügen, im einfachen Bürgerkleid mit schneeweißer Haube vom Kapuchon halb beschattet. Ein

wahres Vorbild für einen Rembrand. Hier das leibhaftige Ebenbild der „Kirchengängerin" nur in minder klassischer Tracht; dort ein etwas anspruchsvolles Gesicht einer reichen Kaufmannsfrau, hier ein gelbes, verkümmertes Antlitz, das um seinen letzten Trost — die kirchliche Andacht — zu bitten ging.

Die Besitzerin des Hauses stand inmitten des Frauenkreises, unmerklich, doch sorgsam Charlotte stützend, die soeben von einer kleinen Handschuhmacherfrau redselig unterhalten wurde. Jetzt unterbrach Madame Hardenthal das Gespräch mit freundlicher Aufforderung an die Versammelten, ihren Gang nunmehr anzutreten: Auf Ihren allseitigen Wunsch, meine Damen, hat Frau Professor Jordan sich überreden lassen, unsere Fürsprecherin beim Herrn Consistorial-Präsidenten zu sein."

Man ordnete sich zu Dreien, und der Zug setzte sich in Bewegung. Nur Charlotte folgte zu Wagen, ihrer Kränklichkeit wegen. Madame Hardenthal und die kleine Handschuhmacherin begleiteten sie, und Letztere verkürzte oder verlängerte den Weg durch mannichfache Erzählungen aus ihrem vierzigjährigen Leben.

Der schöne Nachmittag hatte Alles ins Freie gelockt, die engen Straßen Magdeburgs waren darum doppelt belebt. Besonders drängten Viele zur krummen Gasse, in die soeben der Zug der Frauen einbog.

Gruppen von Neugierigen umstanden ihn, man fragte verwundert, was denn das bedeute, Andere belehrten, Manche glossirten. Dazwischen erinnerte ein ehrbarer Bürger an den Ruhm der alten Feste Magdeburg, die dem Tilly wiederstanden, — daran knüpfte Jemand eine bittere Anspielung auf die Gegenwart, — und die Nachbarin bekreuzte sich und sagte mit einem Blick himmelwärts: „wollen Christen sein, und glauben nicht mal an unsern Herrn Jesus Christus!"

Wir eilen jedoch durch die Gruppen hindurch und folgen dem Zug, er ist am Ziel. Die Frauen treten soeben in das Haus des Consistorial-Präsidenten. — Hier scheint man von ihrer Ankunft benachrichtigt, es wird ihnen unverweilt der Empfangsaal geöffnet.

Nun thut sich ein ängstliches Geflüster unter ihnen kund, man harrt, man blickt unruhig nach den Thüren. Plötzlich tiefe Stille, von einer Seite tritt die erwar-

tete Charlotte mit ihren Begleiterinnen ein, von der anderen der Präsident.

Wir haben Göschel in früheren Jahren schon gesehen, wir hörten ihn den „Vermittler" nennen, — sehr gut, wenn er hier diesen Beruf wahrhaft erfüllt. Daß ihm dies in seiner neuen Stellung im Allgemeinen gelungen wäre: nämlich zu versöhnen und den Meinungen zu ihrem Rechte zu verhelfen, haben wir nicht vernommen *), in diesem einzelnen Falle mußten jedoch sein mildes Wesen und seine glatten Formen günstig wirken. Auch erheiterten sich die Augen seiner Solicitantinnen bei seiner freundlichen Anrede, die mit der Ermunterung schloß, ihm zu vertrauen.

Charlotte schien recht zu haben, sie war zu schüchtern geworden für ihren Auftrag. Madame Hardenthal dagegen, die das Herz auf der Zunge hatte, trat einen Schritt vor und sagte: „Ja, Herr Präsident, wir vertrauen Ihnen auch! Man ängstigt, man kränkt uns, und das ist nicht recht! Schützen Sie uns, sprechen Sie für unsre Sache beim König!"

---

*) Im Gegentheil. Wie bekannt, ist seitdem dem Prediger Uhlich wie seiner Gemeinde nichts übrig geblieben, als ebenfalls zur Sektenbildung zu schreiten.

„Worüber aber, meine Damen, haben sie zu klagen!“ fragte der Präsident, „was soll ich für Sie thun? worin tritt man ihnen zu nahe?“

„Ist es recht,“ erwiderte die, wenn gleich nicht mehr junge, doch noch schöne Frau, und ihre ohnehin frischen Wangen glühten, „ist es recht, uns in Spannung zu lassen, ob unsre Gemeindewahl Gültigkeit hat, — ob ein Prediger, dem wir nicht glauben können, uns aufgedrungen werden soll? Ist es recht, Herr Präsident, daß der Geistliche, der uns erbaut, ins Verhör geschickt wird, ob er so oder so glaube? Er erbaut uns, und das ist genug! — Ist es recht, daß über die, sollt ich denken, geheiligte Schwelle des Hauses Spione dringen, Privatzirkel zu überwachen? Was hat die Polizei mit uns'rem Glauben zu thun, was kümmert sie's, ob wir in geselligen häuslichen Kreisen, ob groß ob klein, uns vergnügen oder uns belehren? Der König weiß nicht, was man sich gegen uns erlaubt, der würd' es nicht dulden!“

Hier wäre nun wahrscheinlich eine Antwort des Präsidenten dahin erfolgt, daß seine und die Polizei-Behörde verschieden seien, aber Charlotte ergriff schnell das Wort und sagte mit milder Stimme: „Wir sind

nicht zu Ihnen gekommen, um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern wir kamen, Sie um Ihre Fürsprache zu bitten. Freilich haben wir bittere Erfahrungen gemacht, aber doch wohl nicht durch Sie! — Sie haben uns ja eben Ihres Beistandes versichert."

Ton und edler Anstand der sanften Frau hatten etwas so Gewinnendes, daß Göschels Interesse ihr augenblicklich zugewendet war. Vielleicht, daß noch ein Anderes dazu beitrug.

Wir hören nämlich manchmal eine Stimme klingen und meinen, sie müsse uns schon getönt haben, ein fremdes Antlitz tritt uns entgegen, und wir glauben vertraute Züge drin zu entdecken.

So auch hier, aber die Erinnerung kam dem Sinnenden nicht zu Hülfe, und er meinte zuletzt in einem Irrthum befangen zu sein. Nein er hatte die Fremde nie gesehn, doch wie gesagt, er hörte ihr theilnehmend zu.

Unglückliche aber haben ein bessres Gedächtniß. Als Charlotte zu gleicher Zeit mit dem Präsidenten in den Saal getreten war, als ihr Auge auf ihn fiel, da erkannte sie ihn, da tönte sein Name, den sie vergessen, ihr wieder in's Ohr. Sie dachte an die glänzenden

Gesellschaften Berlins, in denen sie sich begegnet, immer mit gegenseitigem Wohlwollen. Sie dachte an ihr leichtes Herz, an die Hoffnungen, zu denen ihres Mannes damalige Stellung berechtigt, an die Auszeichnung, die man seiner Persönlichkeit gezollt hatte. — Eine Thräne schlich über ihre Wange, das Wort versagte.

„Staatsgunst! — Staatsungunst! Du hebst und du zerschmetterst!“

Jetzt hatte sich, wie wir sahen, Charlotte gefaßt, und gerade das Bekannte des vor ihr Stehenden gab ihr nun doppelte Beredsamkeit.

Sie war ein wenig aus dem Frauenkreise herausgetreten und sprach nun sanft, aber bestimmt:

„Herr Präsident, wir bitten um das, was wir in einem protestantischem Lande ein Recht zu fordern haben! Wir bitten, daß man uns unsren Seelsorger nicht nehme — unsern Tröster in schweren Stunden, den Lehrer unserer Kinder, der ihnen Kämpfe erspart, die wir zu durchringen hatten! Freilich heißt's jetzt: „Ihr habt Glaubensfreiheit, sagt Euch los von der allgemeinen Kirche und gründet eine neue. — — Herr Präsident, dürfen Sie uns das sagen? oder

darf es der Staat, oder darfs der König? Ist der König Großinquisitor? — O man treibe nicht Hohn mit dem Worte: Die Kirche bilde sich aus sich selber! Wer in des Himmels Namen vermöchte sie zu bilden, wenn nicht die lebendige Gemeinde. Die allgemeine evangelische Kirche ist die unsre, wie sie die Ihre ist, oder wollen Sie tausend und abertausend Kirchen bauen für tausend und abertausend Glaubensmeinungen? für jeden Glaubensfortschritt? Nein. In unsrem Lande darf, wenn Recht Recht ist, wenn der Protestantismus nicht zur Lüge werden soll, mich Niemand, so lange ich Gott und die Liebe Jesu Christi bekenne, meines Glaubens wegen zur Kirche hinausweisen, nicht mich, nicht eine Gemeinde, nicht einen Prediger. Ich spreche für Viele," schloß Charlotte, mit innerer Bewegung die Hand des vor ihr Stehenden ergreifend, „für mehr, als Sie nach der Zahl der Anwesenden vermuthen möchten! Wie gesagt, wir bitten, wo wir fordern dürften!"

Die energischen Worte kontrastirten seltsam gegen den milden Ton, vielleicht, daß sie um so tieferen Eindruck machten. Der Präsident war sichtlich ergriffen, und es gelang ihm so vollständig durch seine Versiche-

rungen, er werde thun, was in seine Kräften stehe, die versammelten Bittstellerinnen zu beruhigen, daß ein altes Mütterchen, gleichsam als wolle sie für Alle danken, ihre zitternde Hand in die seine legte und ihm sagte: „Sie sind ein braver Herr, und Gott segne Sie. Glauben Sie, es thut weh, wenn einem in seinen alten Tagen die Thür gewiesen wird, die offen stand, als man jung war.“

Sechstes Kapitel.

1.

Wir gehen jetzt um mehrere Monate in unsrer Geschichte und zu einem andern Schauplatz derselben zurück. Graf Armand fordert unser Interesse, wir finden ihn ziemlich eng in die Tagesfragen verwebt. Doch ehe wir ihn dabei aufsuchen, wollen wir sehen, wie es ihm sonst geht. Sechs Jahre ändern viel. War er verheirathet? hatte er Kinder? war er glücklich? Nein! Keins von Allem. Aber er liebte seine Emmi noch mit dem alten Feuer. Wir wollen ihn selbst reden lassen:

Armand an seinen Freund Osten.

Danzig, Sept. 46.

Wahrhaftig, ich hätte nie gedacht, daß Du und ich so stumm werden könnten. Hab' Dank für die

Unterbrechung des langen Schweigens, Dein Wort kam zu guter Stunde. In unsrer Zeit, die die wichtigsten Lebensfragen zur Lösung bringen, oder sie gewaltsam zurückdrängen soll, in dieser Zeit nothwendiger, aber auch leidenschaftsvoller, auch eigennütziger Parteiung thuts gut, beim Gegner oder beim Mitkämpfer in ein offenes Auge, in ein ehrliches Herz zu sehen.

Schade aber ist's, daß wir Gegner sind.

Und doch sind mir Gegner jederzeit lieber als diese weise sein wollenden, im Grunde aber egoistischen Zuschauer, die „über den Zeitkämpfen zu stehen meinen.“ Solche vornehme Nichtsthuerei, die sich „Unbefangenheit, Unparteilichkeit“ nennt, ironisch lächelt über „Leute, die sich um nichts und wieder nichts abquälen“, hasse ich. Es ist behaglich, sich in Sesseln zu schaukeln, wenn Andere ihr Herzblut vergießen. — Nein, wenn das Vaterland in Wehen liegt, gleichgültig zuschauen, die Hände in den Schooß legen — diese Ruhe geht über gehöriges Maaß.

Ich unterschreibe vollständig Herweghs Wort:

Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?

Aber Schade bleibt's, Osten, daß wir Gegner sind. Heut sei das Hauptkapitel unserer Briefe: „die Zeitverhältnisse", hiermit geschlossen, ich habe Dir von mir selbst zu erzählen — — —

Später.

Ich merke, ich bin dessen ungewohnt, warf deshalb vor einer Stunde die Feder fort, dachte: wozu dieses Aussprechen innerster Gefühle, trags allein! — Aber so gut ich ein Recht habe, Deine Freude zu theilen, so gut Du meinen Schmerz und mein Entbehren. Drum sei's! —

Erinnerst Du Dich meines Besuchs vor zwei Jahren, von Königsberg aus, wo ich damals arbeitete? Du kamst mir mit Deinem Schlitten bis M. entgegen, und wir fuhren zusammen in den kalten Wintertag hinein durch Eure unabsehbaren preußischen Schneegefilde; wie die Meilen, so flogen die Stunden. Als aber Dämmerung einbrach, eisige Nebel uns die Bärte bereiften, Pelze und Decken nicht mehr vor Kälte schützten, da winkten uns die Mauern Deines Schlosses gar willkommen, und wir trieben

Deine muthigen Rappen an. Und als wir später droben im Gemach traulich bei einander saßen, Deine Frau uns den Thee kredenzte, mit gar liebreichem Blick und Wort für Dich untermischt, Deine drei Knaben, die blondgelockten, auf Deinem Kniee, in Deinem Arm, ja auf Deiner Schulter, da hatte dieser Abstand der kalten Winternacht draußen und drinnen, dieses warme Daheim etwas Bezauberndes, und mit Recht fragtest Du: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?" Leiser und mit scherzendem Vorwurf setztest Du hinzu: „Egoist".

An jene Scene habe ich oftmals gedacht, aber, Freund, das Wort „Egoist" wollte nicht passen. Wie damals der Abstand zwischen draußen und daheim, so zwischen Dir und mir; ich entbehre die Freuden der Liebe, aber ich liebe und — ich hoffe es — werde geliebt.

Woran mein Glück scheitert? — Höre!

Doch zuvor erinnere ich Dich nochmals an jenen ersten Abend in Deinem Hause. Du erzähltest damals viel von Berlin, wo Du unlängst gewesen, von meinen Eltern, die ich lange nicht gesehen, und vor Allem von jenem reizenden Wesen, dessen Liebenswürdigkeit und Schönheit Du nicht müde wurdest zu rüh=

men, von Emmi Schöffen, der Pflegetochter meiner Eltern. Deine Frau meinte, sie werde bei Deiner Schilderung eifersüchtig; und da ich schweigend zuhörte, ergingt Ihr beide Euch in Staunen über meine Unempfindlichkeit, die solchen Reizen gegenüber nicht warm geworden.

Damals erbebte mir jeder Nerv; denn Ihr spracht von dem mir auf der Welt theuersten Wesen.

Du weißt, meine Emmi ist die Tochter des bekannten Schöffen, jenes Märtyrers für Unantastbarkeit deutschen Grundgesetzes. Sechs Jahre schmachtet der Edle im Kerker. Seit jener Zeit that ich alles Erdenkliche, ihm Freiheit auszuwirken, hundertmal vergeblich. Und doch blieb nichts, gar nichts unversucht.

Emmi und ich — wir waren verlobt; meines Vaters Ahnenstolz konnte uns nicht trennen. Doch uns trennte ihre Kindeszärtlichkeit. Sie hat nicht den Muth, glücklich zu sein, wenn ihr Vater lebend stirbt. So sind uns sechs der besten Lebensjahre dahin geopfert, — aber noch jetzt, wenn ich des Entzückens denke, mit dem ich die süße, holdselige Geliebte in meinen Armen hielt — dann weiß ich, ich habe gelebt.

Osten, erlaß mir ausführliche Berichte. Ich fühle, dieses Ausgespanntsein zwischen Himmel und Hölle halt ich nicht mehr aus — ich will wieder leben. Und es scheint, als wollte ein Theil der Wolken, die uns umlagern, sich zertheilen! — Aber wär's auch nicht, mich sollt's nicht hindern! Denn ich kenne, ich achte keine Hindernisse mehr, und sie selbst, die Geliebte, wird's einsehen, daß es Sünde ist, zu vegetiren, wenn man ganz und voll leben kann! Liebe hat ihre Berechtigung. —

Bald schreib ich wieder. Doch noch Eins. Meine Beschäftigung hier ist zu Ende, ich habe auf vier Wochen Urlaub genommen, und wie mir Graf A. unter der Hand mitgetheilt, wird man mich sodann als Hülfsarbeiter in's Ministerium nach Berlin berufen. Ich reise jedoch schon morgen dahin ab, um mich bei den Meinen zu erholen.

Lebe wohl, Freund, und empfiehl mich Deiner Frau. Armand.

2.

Wir müssen des Grafen vollständigen Bericht ergänzen. Emmi wiederum und zwar als Pflegetochter

im Kleistschen Hause, den Eltern nah — dem Sohne fern, da mußte sich Vieles gewandelt haben. Nun, wir wollen sehen.

Emmi verließ im Winter 1841 unter dem Schutz ihrer Lehrerin das gräfliche Haus, wie wir wissen; sie kehrte nach H., ihrer Heimat, zurück und hoffte ihres Vaters Gefangenschaft daselbst zu versüßen. Aber es ging kein Weg in sein Gefängniß, und während der ganzen Untersuchungshaft suchten Vater- und Kindesblick sich vergeblich.

Doch immer, wenn Emmi muthlos werden wollte fand sich eine neu entzündete Hoffnung. Entweder schien's, Schöffens Unschuld müsse siegen, oder Armands Bemühungen brächten endlich Frucht. Und bei Emmis Jugend, bei ihrer Liebe zu dem herrlichen Geliebten, in der ihr Wesen zum Selbstbewußtsein gekommen, die ihrem Denken die Richtung, der Welt die Farben gab — dabei ließ sich viel tragen.

So verging ein Jahr, da aber traf's zerschmetternd.

Schöffen wurde verurtheilt, für lange; er ward nach dem einsamen W. abgeführt. Es war bekannt, dort wurde man hart gehalten.

Damals gab Emmi ihrem Verlobten seine Freiheit zurück .... „Ich könnte Deines Vaters Zorn tragen", schrieb sie, „ich thät's Dir zu Liebe; denn Keine und Keine macht Dich glücklich wie ich — und ich thäts, weil ich nicht anders kann, weil ich nicht aufgeopfert sein will — — Ich könnte an der Welt Ende mit Dir gehn, und bei Dir wär ich selig; nicht wie man sagt, Armand, wie man's in Romanen liest, nein, so ist es. Wenn ich nur den Ton Deiner Stimme höre, so erschaure ich; wenn ich in Dein Auge sehe, so ist die Welt vergessen. Ich weiß mich nur erschaffen für Dich.

Aber Eins, Armand, trüg ich nicht: Dich besitzen und nicht glücklich sein, Dein sein und nicht beglücken. Ach und das kann ich jetzt nicht. Mich schrecken die Leiden meines Vaters auch aus Deinen Armen, sie machen mich ruhelos. Ich kann nicht im Paradiese sein, während sein geliebtes Auge in Elend bricht. Ich kann's nicht, und ich will's nicht.

Das ist das Eine, an dem meine Kraft sich wund riebe — — und wund, wie ich wäre, könnte mich dann beugen, was mich spornen sollte: daß ich ohne Deines Vaters Segen an Deiner Seite lebe; mich

könnt's beugen, daß Du meinetwegen Glanz und Güter dahin gegeben; könnt's beugen, daß ich ohne Ahnen eingetreten in Dein altes Haus, ich die Tochter eines von der Welt mißachteten Mannes.

Vergieb mir — aber was hülfe mir's, stärker zu scheinen, als ich bin; ich bin wund und krank und ohne Lebensmuth. Gieb mir meine Freiheit wieder! Laß mich jetzt! Sei frei! Armand, ich flehe Dich darum!

Vielleicht, ach vielleicht, daß uns bessere Tage kommen, vielleicht aber auch, daß Dein Vater recht hat: daß Du Dich tröstest! Und wäre das möglich, und könntest Du wieder lieben —: o dann Gottes reichsten Segen über Dich — aber vergiß mich auch dann nicht ganz!"

3.

Auf diesen Brief war A. nach H. gereist, er hoffte Emmi zu beruhigen und von ihrem Verlangen abzubringen. Aber er fand sie in solchem Zwiespalt mit sich selbst, daß er beschloß, ihr eine Zeit vollkommener Stille, ihr Zeit zur Klarheit zu gönnen. O, es war

bitter, ohne die Geliebte reich sein und sie, um derentwillen äußere Güter doppelten Werth hatten, nicht in ein Haus führen zu können, wie's die Liebe so gern geschaffen. Hätte er's gekonnt, nimmermehr würde er sich Emmis Willen gefügt haben, sie jetzt sich selbst zu überlassen; denn bei ihm, im Zusammensein mit ihm, er war's überzeugt, wäre sie zur Ruhe gekommen. Aber je mehr er in Opposition gegen die Regierung getreten, desto mehr hatte sich die Aussicht hinausgeschoben, sich einen Hausstand gründen zu können.

Doch andernseits mußte unter den Widersprüchen in Emmis Seele, unter den quälenden Widersprüchen der Verhältnisse, welche auszubeuten die Welt nicht verschmäht haben würde — ein langer Brautstand für sie aufreibend sein. Es kostete einen Riesenkampf. Endlich schrieb er von W. aus, wo es ihm gelungen, mildere Behandlung Schöffens auszuwirken, folgendermaßen:

„Die Widersprüche, die unbarmherzig auf Deine Jugend einstürmen, drohen Dich zu erdrücken, sie müssen gemildert werden. Ich fühl's. Du kannst jetzt

nicht für Zwei leben. Es sei drum; ich gebe Dich Dir selbst zurück. Lebe jetzt einzig Deinem Vater!

Erkämpfe Dir Klarheit, meine Emmi!

Aber zu den nothwendigen Schmerzen unsers Lebens wollen wir nicht willkürlich neue fügen. Drum, ich beschwöre Dich, laß Niemnd zwischen Dich und mich treten, in unser Verhältniß Niemand hineinreden. Hier darfst nur Du, darf nur Deine Liebe sprechen! Ich baue auf Deine Selbstständigkeit. —

Ich, Emmi, habe nur einmal geliebt, Dich! werde nur Dich lieben. Das halte fest in schwachen Stunden!

Wisse, ich ringe um Deines Vaters Freiheit und einen Heerd für Dich und mich. Zu letzterem Ziele gäbe es leichtere Wege, aber der meine ist schwierig, vielleicht lang.

Bis ich nähere Anrechte geltend machen kann, laß mich Deinen Freund sein und vertraue mir.“

Armand, der selbst von seltner Festigkeit, hatte die Selbstständigkeit der Geliebten überschätzt; aber wer, der die Verhältnisse erwägt, möchte dem noch nicht achtzehnjährigen Mädchen einen Vorwurf machen, daß

ihr Herz oder vielmehr ihr Handeln gleichsam ein Spielball der Verhältnisse wurde?

Zeiten verflossen. — Neben dem Gram um den Vater erwachte eigner Lebensdrang, und wie des Mädchens Schmerz sich vormals nicht ins Glück finden konnte, so nun ihre Sehnsucht nach Glück nicht in die Nacht der Schmerzen. Auch war Emmi überhaupt keine resignirende Natur, sondern zum Genuß — in der höchsten reinsten Bedeutung des Wortes — geschaffen. In diesem Zuge glich sie ihrem Geliebten; aber nicht in der Kraft, mit der er Zweifel und Selbstquälerei verbannte, nicht in der Klarheit, mit der er das für recht oder für erlaubt Erkannte festhielt.

So konnte es kommen, daß die Zuversicht von Emmis Liebe entwich.

In manche Abend- und Morgenbetrachtung Miß Grants, der treuen Lehrerin, waren Mahnungen verwebt, wie: „der Eltern Segen baut den Kindern Häuser,“ oder „der Herr will den Vater von den Kindern geehrt, und was er heißt, will er gehalten haben.“ Graf Kleist's Ausspruch: „ein junger Mann tröste sich,“ Armands seltene Briefe (obwohl er damit ihrem früheren ausdrücklichen Verlangen entgegen kam)

sein Freundeston — das Alles säete bitterste Zweifel an der Berechtigung, ja an der fortdauerden Erwiderung ihrer Liebe.

Inmitten dieser Bangnisse überraschte ein Besuch des alten Grafen Kleist und seiner Tochter. Elsbeth hatte sich verlobt, die Hochzeit stand bevor, das junge Ehepaar sollte dann sogleich nach Rom, wo Baron M. der Gesandtschaft als Attaché zugegeben. Aber die Tochter wollte sich nicht von der Mutter trennen, die seit lange kränkelte, ohne sie einer andern kaum minder geliebten Tochter anvertraut zu haben. Wir wissen, die Gräfin hatte Emmi erzogen, hatte sie im Jahre **1841** mit bittren Schmerzen von sich gelassen. Jetzt, wo's der Familie bekannt, daß das Verhältniß mit Armand längst gelöst — wie der alte Graf meinte: „lediglich aus Pflichtgefühl des verständigen Mädchens, nicht des Sohnes“ — wo dieser in weiter Ferne, jetzt stand der Rückkunft des geliebten Pflegekindes wenig im Wege. Die Gräfin erfüllte dadurch des unglücklichen Schöffen letzte Bitte und stillte die eigne Sehnsucht. Elsbeth gewann der Mutter die treuste Pflegerin. In das kinderlose Haus zog wieder jugendliche Frische, und das mußte

dem alten Grafen willkommen sein. Deshalb konnte er schon einige Mißgefühle opfern.

Für Emmi schien's erst unmöglich, so weit von dem Leidensaufenthalt ihres Vaters zu gehen; aber was half's, ihm nah sein und doch fern —; ihr schiens unmöglich, wieder unter so verändertem Verhältniß in's Kleist'sche Haus zurückzugehen — ein Kind des Hauses und doch ein verstoßenes Kind. Aber diejenige pflegen zu können, in der sie von je eine Mutter geliebt, ihr das Leben verschönern, ihr danken! das bestimmte.

Damals wurde von Emmi der letzte Faden zwischen ihr und Armand — ach, seine Liebe war wohl ohnehin längst zur Freundschaft geworden — zerschnitten; unter dieser Bedingung kehrte sie ins Kleist'sche Haus zurück. Zu dem Zeitpunkt, wo wir unsere Geschichte aufnehmen, war sie schon drei Jahre der gute Engel, die Freude und der Stolz ihrer Pflegeeltern, und das mußte sie beglücken.

Aber welche Qualen hatte trotzdem das arme Kind geduldet, wie oft hatte der Mund gelächelt, wo das Auge Thränen zurückhielt, wie oft hatte das

Herz sich krampfhaft zusammengezogen, und kein Ton, kein Blick hatte es verrathen! Das und die tausend Veranlassungen dazu mag sich ein Jeder selbst ausmalen.

Siebentes Kapitel.

1.

Es war im Oktober 1846 um die Stunde der Dämmerung. Graf Kleist saß neben seiner Gemahlin behaglich in die Sophaecke gelehnt und ebenso behaglich eine Pfeife rauchend, die er als Anhänger des alten Systems noch immer mit einer Cigarre zu vertauschen verschmähte.

„Emmi! Kind!" rief er, „bitte, klingeln Sie, das Licht soll kommen!" Kopfschüttelnd wendete er sich dann zu seiner Frau: „mir schmeckt's nur halb, wenn ich die Rauchwolken nicht sehe."

„Emmi ist nicht hier," sagte die Gräfin aufstehend, um zu klingeln, „sie ist mit Vorbereitungen für unsere Gäste beschäftigt."

„So so! es ist heut Mittwoch!"

Indem, ehe noch geklingelt worden, trat das junge Mädchen mit einer brennenden Lampe herein und sagte, sich lächelnd zum Grafen wendend: „Friedrich kennt nicht Ihre Liebhaberei, drum komme ich selbst, hoffentlich nicht zu spät?"

„Sie sind ein charmantes Kind, kommen Sie, setzen Sie sich zu uns!"

Ein charmantes Kind war das Mädchen in der That, die Knospe war zur Blüthe entfaltet. Was aber die Schilderung ihrer Schönheit anbetrifft, so gestatten wir gern — als Anhänger individueller Freiheit — allen Verehrern von schwarzem Haar und dunklen Augen, ihre Geliebte, und allen schönen Inhaberinnen solcher Reize, sich selbst zu betrachten: und wollen dann sagen: ganz so sah Emmi aus. Nur knüpfen wir eine Bedingung an unsere Gefälligkeit: Jene Züge müssen gleich tief den Ausruck der Güte und Reinheit als gluthvoller Empfindung tragen.

Emmi behauptete, der freundlichen Aufforderung des Grafen nicht Folge leisten zu können, und kam dadurch um eine recht ausführliche Erzählung des kürzlichen Aufenthalts Sr. Majestät im schlesischen Gebirge — jenem vorjährigem Revolutionsheerde. —

Die Beschreibung der dortigen Festlichkeiten, denen der Graf als Augenzeuge beigewohnt, kam nun der Gräfin zu gut, die endlich ihren Gemahl mit der Frage unterbrach: „aber, lieber Mann, du erwähnst gar nicht der Beschwerde der dortigen Bewohner und der ungnädigen Antwort Sr. Majestät. Sie soll böses Blut gegeben haben.“

Der Graf sagte ärgerlich: „Ganz so würde Armand fragen, vielleicht auch Rosa; aber Emmi gewiß nicht, dafür stehe ich.“

Das Lob Emmi's machte den ärgerlichen Ton in der Gräfin Augen wieder gut, und die weitere Unterhaltung ging ebenmäßig fort. Im Lauf derselben äußerte der Graf: „ja, alle Mädchen sind veränderlich, was Wunder also, daß jetzt Rosa den Doctor und Emmi den Prediger liebt.“

Es war ein seltsames Gemisch von Unwillen und Zufriedenheit in des alten Herrn Ton; und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Ersterer der Veränderlichkeit Rosa's, Emmi'n aber die Zufriedenheit galt. Diese schien zuletzt vorherrschend; denn der Graf vertiefte sich offenbar in behagliche Gedanken, beschaute dabei wohlgefällig einige ganz be-

sonders schöne Rauchwolken und entlockte seiner Pfeife immer neue Phantasiegebilde. Als der letzte Zug gethan war und die Pfeife in die Ecke wanderte, sagte er fortgehend: „die Wahrheit gestanden, ich wünschte, daß Hardenthal in Berlin eine Predigerstelle bekäme, mir wäre es schwer, mich von dem Mädchen zu trennen, und ich denke, auch dir!"

2.

Es mochte neun Uhr sein, die Mittwochsgäste waren minder zahlreich als sonst im Kleist'schen Hause versammelt, vielleicht zwölf — vierzehn Personen. Mehrere darunter kennen wir von früherher. So Minister M., Mühler dieses Original ächt preußischer Bureaukratie und Disciplin. — Beiläufig bemerkt: die Alles verschlingende Zeit war an seiner Korpulenz gnädig vorübergegangen. So Herrn von D., früher Staatssecretair, Duisberg jetzt zur Excellenz geworden. So den Doktor von K., den seine dreißig Jahre gut kleiden.

Die schlanke feine Gestalt auf dem Sopha neben der Gräfin ist Lady D., welche Grüße aus Rom von

Elsbeth gebracht. Miß Grant, deren sanfte Züge wir trotz der Zeit wiedererkennen, hört mit Entzücken Heimatsklänge und ist mit der Landsmännin im eifrigen Gespräch. Dazwischen tönt ein seltsamer Jargon. Der alte Graf spricht aus Artigkeit englisch, der Lord aus Artigkeit deutsch, und darin offenbarte Letzterer, wir geben es zu, mindere Rücksichtslosigkeit, als seine Landsleute.

Doch wir müssen uns hier unterbrechen, ja mehr, wir müssen uns anklagen: Der Mensch bleibt immer Partei, das ist auch uns soeben begegnet. Wir nannten beim Engländer Rücksichtslosigkeit, was einzig Schuld des Deutschen ist. Wenn Germaniens Söhne in Great Britain deutsch reden, so antwortet Albions Bewohner ruhig: Sir I do not unterstand, und man denkt daneben: „kommt der Geck zu uns und meint, man solle ihn verstehen!" Aber dieselben Söhne Germaniens, in ihrem Vaterlande englisch angesprochen, danken's allen Heiligen und ihrem Vater und ihrer Mutter, daß sie die Sprache erlernt.

Um auf Lord. D. zu kommen, es war schade, daß er so schlecht sprach, aber er sprach unermüdlich, so daß der alte Herr endlich ärgerlich und höchst unari-

stokratisch vor sich hinmurmelte: „hol's der Geier, so red' ich deutsch!“ und bald darauf führte er seinen Gast zum Theetisch. Außer den schon Genannten saßen um denselben noch vier bis fünf Personen: ein pockennarbiger in Berlin beliebter Oberpräsident einer Provinz, wo Schön beliebt ist, er als Gegentheil dessen deshalb unbeliebt, und neben einigen uns Fremden ein gütiger lieber Mensch — wie man auf den ersten Blick ersieht — ein Kandidat Hardenthal, Sohn von Schöffens Freund. Emmi versah ihr gewöhnliches Amt, sie bereitete den Thee.

„Aber sagen Sie, lieber Graf,“ begann der dicke Minister freundlich schmunzelnd: „wie kommts, daß man Ihre Nichte nicht mehr sieht. Fräulein von R. war immer die Zierde der Gesellschaft.“

„Excellenz haben ganz meinen Geschmack,“ fiel die andere Excellenz lächelnd ein, „ich meinestheils wünsche mir im Leben keine liebenswürdigere Opponentin! Aber es ist schon wahr: Tempora mutantur et nos mutamur in illis. — Fräulein Rosa verschmäht jetzt weltlichen Genuß.“

„Was viel sagen will,“ erwiderte Doctor v. K. in gereiztem Ton, „da das Fräulein Gelegenheit ge-

habt, ihn mit Excellenz zu theilen.“ O. hatte als Antwort einen stechenden Blick und unfehlbar eine noch stechendere Erwiderung, hätte ihn nicht ein Geräusch darin unterbrochen. Die Gräfin sagte nach der Thür deutend: „meine Nichte mag selbst für sich sprechen, da kommt sie.“

Rosa — noch immer blendend schön — trat nämlich soeben am Arm eines ältlichen Herrn von einnehmendem Aeußeren und Wesen in's Zimmer. Wenn zwar Medicinalrath v. B. als Hausarzt der beiderseitigen gräflichen Familien den meisten Anwesenden bekannt war, so schien man ihn doch mit Verwunderung als Begleiter des Fräuleins zu begrüßen. Ein Räthsel war dies, das Jeder gern enthüllt hätte, das der Graf und die Gräfin — selbst überrascht — zu durchdringen glaubten, aus Schonung für die Nichte aber völlig unerörtert ließen. Rosa ward von den Damen in's Gespräch gezogen, und das that ihr sichtbar wohl; denn die der Weltformen so Mächtige konnte heut eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen. Es war spät, man setzte sich bald zum Souper, die Unterhaltung ward allgemein und belebt.

Rosa war neben Onkel und Neffe placirt, nämlich

Busch.

zwischen den beiden Doctoren; der junge Hardenthal, als des Englischen mächtig, neben Lady D. Ob Emmi zufällig seine andere Tischnachbarin war, wissen wir nicht, aber jedenfalls schien der junge Mann sehr zufrieden damit; und erst als die Lady in der Conversation einen Gegenstand berührte, der ihn vorzugsweise interessirte; nämlich das Missionswesen, widmete er dieser Dame die Aufmerksamkeit, die man von ihm wünschte.

Er hörte mit wahrer Lust von ihr ein Leben schildern, das er, ehe er zu tief in Emmi's dunkles Auge geblickt, als das seine bisher geträumt: das Leben des Missionärs. Lady D., eine reiche Erbin, hatte nämlich große Besitzungen auf englisch-asiatischen Küstenländern und wirkte als strenge Presbyterianerin nach Kräften für Bekehrung und Seelsorge der fernen Bewohner dorten. So war sie in vielfache Beziehung zu Missionären getreten und wußte von den Erfolgen und Schicksalen derselben viel zu erzählen.

Allerdings war sie als ächte englische Lady in ihren sonstigen Verhältnissen zu stolz, mit Personen, die unter ihrer Rangesstufe, gesellig zu verkehren, das wäre nicht fashionable gewesen. Aber als gute Chri-

stin blieb ihr's in den Dienern Christi erinnerlich, daß ihr Herr und Meister in einer Krippe geboren war. Bei einem Missionär fragte sie nie nach seiner Geburt.

So auch heute. Die Unterhaltung der Beiden schien immer interessanter zu werden, endlich sagte die Lady im Eifer des Gesprächs mit etwas lauterer Stimme als bisher, so daß sie von den Uebrigen vernommen werden konnte: „Ist es Ihr Ernst? Sie würden also wirklich nach Asien gehen?"

Der Lord hörte dies, und ehe noch Hardenthal antwortete, rief er über den Tisch hinüber in seinem gebrochenen Deutsch: „Sie, mein Herr, wollen gehen nach Asien?"

Verwundert blickte die Gesellschaft auf den jungen Mann, besorgt die Gräfin, und letztere äußerte: „lieber Hardenthal, Sie haben uns ja daraus bisher ein Geheimniß gemacht?"

„Willenlos! gnädige Frau," erwiderte der junge Mann, indem er hoch erröthete — ich war an mir selbst irre geworden; aber Sie, meine Gnädige," und hier wendete er sich zur Lady, „haben mein Gewissen wach gerufen. Sei's nach Asien, sei's, wohin immer — ich werde gehen!"

Die letzten Worte waren, wenn gleich fest, doch mit beinah schmerzlicher Stimme gesprochen, der man anfühlte, daß, wenn überhaupt das Gewissen hier schon einen Sieg erfochten, er jedenfalls schwer geworden war. Auch würde ein aufmerksamer Beobachter bemerkt haben, daß Hardenthal während seiner Rede das Auge seiner jugendlichen Nachbarin vermied.

Entweder war der schmerzliche Ton, oder der meidende Blick Herrn v. D. nicht entgangen; denn er, der Neckereien liebte, sagte scherzend: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Candidat! Süße Worte und strahlende Augen haben schon manchen Entschluß zum Wanken gebracht! So leicht verläßt man nicht die heimischen Sterne."

„Und könnten die Sterne, die Sie meinen, Excellenz, nicht unter den Zonen Asiens uns ebenso hell leuchten, als unter Deutschlands Himmel?" sagte Hardenthal freundlich, — „wenn sie nämlich überhaupt sich entschließen, uns zu leuchten," setzte er zögernd und wie zur Entschuldigung für solch voreilige Annahme hinzu.

„Was meinen Sie, Fräulein Emmi?" fragte der

unerbittliche D., „würde eine deutsche Jungfrau wohl gern ihrem Erwählten aus unseren Salons in die Urwälder Asiens oder Amerikas folgen?"

„Wenn sie liebt! warum nicht?" erwiderte Emmi, den Fragenden mit ihren großen Augen klar und unschuldsvoll anblickend.

Wir müssen voraussetzen, daß diese unbefangene Antwort den jungen Hardenthal, wie Herrn v. D. gleich wenig befriedigte; einiges Stocken in der Rede, einige Verwirrung, einiges Erröthen wäre Beiden wohl ungleich lieber gewesen. Jener warf einen unruhigen Blick auf das junge Mädchen, und dieser, sich mißvergnügt abwendend, schien zu denken: „unausstehlich! mit Dir ist nichts anzufangen."

Indem er, nach besserer Unterhaltung suchend und in der Erinnerung, wie schlagfertig ehemals Rosa jeden seiner derben Scherze parirt, sich an diese wenden wollte, bemerkte er, daß die junge Dame verlegen und jedenfalls dringend von ihrem älteren Tischnachbar, dem Medicinalrath, etwas zu erbitten schien. Dieser dagegen schüttelte lachend den Kopf und hatte als einzige Erwiderung ein wiederholtes: „nein, nein, mein schönes Fräulein, daraus wird nichts."

„Ei, ei, meine Gnädige,“ unterbrach D. dieses Zwiegespräch, „was muß man erleben! Ehemals, wenn Ihr Herr Vetter keine Lust bezeigte, trotz Ihrer Bitten, in den Wäldern, Wüsten und Prairien des freien Amerikas Kolonien zu gründen, und Sie in Verzweiflung brachte mit seiner Behauptung: „heutzutage bleibt ein ächter Mann im Vaterlande“ — dann dacht ich: i nun, auch Achilles hatte eine schwache Stelle, warum nicht Fräulein Rosa's Beredsamkeit! — — — aber ich merke, mit dieser Beredtsamkeit ist's noch schlechter bestellt! — Darf ich ihnen helfen? Herr Medicinalrath! lassen Sie sich erbitten!“

Das Fräulein schien von dieser Anrede keineswegs angenehm berührt; — ihre Wangen wurden wie mit Purpur übergossen, sei's bei Erwähnung vergangener Zeiten, sei's weil ihre vergebliche Bitte einen Lauscher gefunden. Mit den Worten: „ei was! Excellenz! ich werde mir schon selber helfen,“ sprang sie im komischem Aerger auf und sagte dann zum Medicinalrath gewendet: „Sie sollen doch gewiß und wahrhaftig zur Strafe um Ihre ganze schöne Rede bei Verkündigung des Evangeliums gebracht sein.“

Die Augen der ganzen Gesellschaft fast wendeten

sich auf die junge Dame. Diese begegnete den vielen Blicken mit ausnehmender Ruhe, faßte die Hand des jungen Doctors an ihrer Seite, der übrigens, wie gewöhnlich, so auch heut, weder Blick, noch Aufmerksamkeit von ihr gewendet, und sagte: „nun, lieber Wilhelm, wollen Sie mich der Gesellschaft und vor Allem meinem Onkel und meiner lieben, lieben Tante als Ihre Braut produciren?"

Das Erstaunen bei dieser unerwarteten Erklärung mag man sich selbst denken. Der dicke Minister meinte, sich mühsam zum Glückwunsch erhebend: „heut gieb'ts Ueberraschungen!" Graf Kleist suchte vergeblich bei dem Geahneten, aber nicht Gewünschten die Wolken von seiner Stirn zu scheuchen; die Gräfin umarmte die herbeieilende Rosa mit voller Innigkeit; aber der Blick beider Frauen begegnete sich nicht.

Einige der Gäste hatten unter eifrigem Gespräch die Erklärung verpaßt und fragten nun durch einander: „Ein Brautpaar? Fräulein Emmi! Fräulein Rosa?" — — zuletzt rief der Graf dem hereintretenden Diener zu: „Champagner! Champagner! die Gesundheit des Brautpaars muß getrunken werden!" —

Der Medicinalrath übrigens war wirklich bestraft.

Er hatte die Gesellschaft mystificiren, sich zuerst selbst als den Bräutigam ausgeben wollen. Doch das war ihm schon recht; warum hatte er auf Rosa's Bitte nicht geachtet, nicht die Erklärung noch eine kleine halbe Stunde hinausschieben wollen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Achtes Kapitel.

1.

Während drinnen im Saal dieses verwunderte Durcheinander, saß draußen im Vorsaal das Dienstpersonal der gräflichen Familie und „ruhete aus von seinen Werken.“ Ein alter Johann, der mindestens dreißig Jahre seinem Bedientenamte treulich vorgestanden, muß billig zuerst genannt werden. Er saß bequem an die Wand gelehnt, die Beine weit von sich gestreckt, die Arme übereinandergeschlagen. Er nahm sich wie ein Herrscher unter seinen Vasallen aus. Was Wunder auch, hatte er ja doch „Armandchen“ auf seinen Knieen geschaukelt, später den „jungen Herrn“ in die Schule geleitet; er allein unter dem ganzen Dienstpersonal verstand die Blicke, die Mienen, jedes

Bayerische Staatsbibliothek München

Kopfschütteln, jedes Stirnrunzeln „Seiner jungen, gräflichen Gnaden.“ — „Ja, ja!“ pflegte er zu sagen, „Ihr Alle wißt nicht, was an dem Herrn Grafen d'ran ist; ich sage Euch, wenn er lacht, da lacht einem das Herz im Leibe, und wenn er Euch ansieht, da habt Ihr heil'gen Respekt.“

Armand war seit mehreren Jahren nicht im elterlichen Hause gewesen, Johann sah mit Verachtung auf diejenigen unter den Dienstleuten, die jenen noch nicht kannten. Und deshalb bevorzugte er eine alte, und wir müssen zu seiner Schande sagen, sehr häßliche, Karoline, die seit zehn Jahren — lieber Gott, was waren bei einem solchen Veteranen der Bedientenschaft armselige zehn Jahre! — die edle Kochkunst im Kleist'schen Hause würdig vertrat.

Diese Karoline, deren Aeußeres zu schildern wir uns mit Schmerz versagen, um der Phantasie unserer Leser keinen Zwang anzuthun, stand eben jetzt mit untergestemmten Armen vor dem Mächtigen (denn das war er geworden im Laufe der Zeit) und lauschte seinen Worten. Kammerjungfer und ein in des Veteranen Stelle inzwischen eingerückter Diener aber sagten sich verstohlen einige zarte Schmeicheleien.

„Ja, ja!“ seufzte Johann, „es war 'ne prächt'ge Zeit, als Seine Gnaden, der junge Herr, der kleinen Elsbeth — wollte sagen der gnädigen Frau Baronin — und dem Emmichen — Se wissen, ich meine das gnädge Fräulein — verzauberte Geschichten erzählte!! Ich sag' Ihnen, Karoline, wenn das Emmichen mit ihren schwarzen Augen den Herrn angukte, dann .....“ hier schwieg Johann. Ehe jedoch die wißbegierige Karoline eine nähere Erläuterung dieses „dann“ erbitten konnte, kam der Kammerdiener aus den innern Gemächern stürmisch herbeigerannt: „Johann! Johann! die Weinkellerschlüssel, Champagner! Friedrich, kommen Sie mit in den Keller! fix! Soll Gesundheit getrunken werden von Fräulein Emmi! is Braut!“

Damit eilte er fort, kehrte jedoch halbweges noch einmal um, blieb vor dem erstaunten alten Diener stehen, hob bedeutsam den Arm, streckte bedeutsam den Zeigefinger aus und sagte: „Sehn Se, Johann, ich sagt's Ihnen!! Der fromme Herr Candidatus kommt nich vergebens! Habens mir nich glauben wollen, nu haben Se's. Das is der Bräutgam!“ Mit dop-

pelter Hast flog der flinke Diener nach dieser Erklärung die Treppe hinunter.

Johann war sehr roth von Natur — vielleicht auch, wie der Leumund sagte, nicht von Natur: in diesem Augenblick aber mußte er blaß aussehen; denn die Kochkünstlerin Karoline rief erschrocken: „aber du mein Gott, was ist Ihnen, sehen ja aus weiß wie die Wand!"

Da kamen eilige Schritte die Treppe herauf, da klingelte es heftig — noch ein Mal gewaltig — Karoline entfloh, Johann schwankte zur Thür, öffnete, eine hohe Männergestalt stand vor ihm, eilte vor ihm vorbei. Der tief in's Gesicht gedrückte Hut und der Mantel wurden abgeworfen — — Johann stand wie eine Salzsäule, den Fremden anstarrend.

„Nun, Alter, so rührt Euch doch!" ertönte die männlichste und klangvollste Stimme (die ich wenigstens vernommen), „ich bin's wahr und wahrhaftig! Wie geht's hier? Alles gut?"

„Recht gut," stammelte Johann, „Alles recht gut! — — Wollen drinnen eben Fräulein Emmi's Gesundheit trinken, is Verlobung heut mit Herrn Hardenthal."

Armand erblaßte. „Mensch, Du lügst!!" schrie er mit bebender Stimme und schüttelte den alten Mann mit Heftigkeit, als wolle er ihn zur Besinnung bringen.

Es entstand eine schreckliche Pause.

„Soll ich dem gnädigen Herrn Grafen in sein Zimmer leuchten?" fragte der alte Diener. Und zwischen die ergrauten Augenwimpern schlich eine Thräne.

Lautlos, wie zerschmettert folgte der junge Mann. —

„Hört, Johann," sagte er später zu dem Getreuen, „kein Mensch als Ihr hat mich gesehen; ich reise morgen in der Frühe wieder ab.

2.

Die Gäste hatten sich entfernt; die Gräfin, der Graf, das ganze Haus war zur Ruhe; Emmi'n, dem armen Kinde, aber war's weh um's Herz! Die Worte „Braut", „Bräutigam" hatten heut nicht umsonst getönt, all ihr Wünschen war dabei wach geworden. — Rosa verlobt! Diejenige, vor der ihr früher und auch jetzt noch unwillkürlich gebangt hatte. — — —

— Sie verlor sich in Sinnen. Sie malte sich eine Welt, vor der die Sterne erblaßten, — — — und dann trat plötzlich in diese durch alle Töne der Liebe gerufene Welt, fremd wie ein Schattenbild, die Gestalt Rosa's, wie sie lächelnd — aber Emmi'n schien's herbe lächelnd, — heut ihren Bräutigam den Ihren vorgestellt hatte. „Nein!“ unterbrach das Mädchen die nächtliche Stille, „nein! ganz! oder gar nicht! Was die Leute Glück nennen, davor schaudert mir!“—

Wenn Emmi'n das Herz zu schwer wurde, dann hatte sie sich oftmals in Armands Zimmer, unweit des ihren, geschlichen und hatte sich dort ausgeweint. Wenn ihre Sehnsucht nach dem Geliebten zu mächtig, dann hatte sie in den Räumen, wo er gewohnt, die er belebt, eine Art Trost gefunden. Sie hatte ihn sich hineingedacht in die vertraute Umgebung.

So auch heute. Sie hielt's nicht aus — es mochte Mitternacht sein, — sie schlich in das verödete Zimmer. Keine Helle deutete an, daß es bewohnt sei, sie trat hinein, stellte das Licht auf den Seitentisch und wollte zum Sopha. Von hier aus überschaute sie am liebsten die Gemälde und Bücher, den schlängelnden Epheu, den Stuhl, wo er gesessen, das

Pult, wo er gestanden. — — — Und da saß er in Wirklichkeit, nach dem sie sich sehnte, da saß er in der Ecke des Sophas, die Hand vor die Augen haltend, die Stirn stützend, halb die Außenwelt gleichsam von sich abwehrend. — Emmi schrie auf. — Nein, es war nicht möglich, er konnt' es nicht sein! —

Auch Armand war wie vom Blitz getroffen. Emmi vor ihm, schöner als je. Auch in der Bläſſe, auch trotz des Schreckes ein entzückendes Weib. Er sprang auf, er öffnete die Arme, sie zu umfangen — — da schnitt der Gedanke blutig durch seine Seele: „Sie hat mich verrathen! — Sie erschrickt, weil sie mich verrathen hat!" Und seine Arme fielen schlaff herunter.

„Sind Sie's wirklich, Armand!" flüsterte Emmi, die sich an das Sopha gelehnt, und ihre Zähne klappperten aneinander.

„Wirklich! mein gnädiges Fräulein!" sprach eine scharfe Stimme, und ein Zug eisigen Hohnes lagerte sich auf die bleichen Lippen des jungen Mannes. „Und welchem Zufall verdanke ich das seltsame Glück dieses Besuches?"

Emmi weinte. Das „Ihr" — und von dem Ge-

liebten! Sie weinte wie ein Kind, achtlos, wer immer es sehe.

Armand sah ihr zu, kalt, fühllos, wie Stein. Aber der Stein erweichte. Glühende Blicke flogen zu ihr hinüber, angstvolle. „Emmi, weinen Sie um mich?“ rief endlich der unglückliche Mann mit einem Tone, in dem noch ein letztes Hoffen aufglimmte aus sternenloser Nacht. — Das Mädchen schwieg.

„Emmi! wär's möglich! willst Du mein sein? noch jetzt mein sein? — Rede! um Gotteswillen ein Wort! — ein Ton! — willst Du mein sein?“

Das Mädchen schüttelte das Haupt und schauderte. Denn durch die zärtlichsten Worte des Geliebten hörte sie die schneidende Stimme, mit der er zuerst zu ihr geredet, und sah sie den Hohn, mit dem er sie angeblickt.

„So seien Sie glücklich mit einem Andern! — und seien Sie ruhig um mich!“ — Armand ging einige Schritte zurück. Emmi gedachte, daß sie längst hätte gehen sollen; sie entfernte sich ohne einen Blick, ohne ein Wort.

Am andern Morgen — — doch was sollen wir vom andern Morgen berichten? Armand war fort, Niemand

als Emmi wußte, daß er dagewesen. Niemand erfuhr's. Ihr aber war's unglaublich, untragbar. Sie schleppte sich einige Tage mit zerrissenem Herzen, sie suchte nach Möglichkeiten zu dieser entsetzlichen Weise des Wiedersehens. Sie glaubte, man wisse, daß Armand da gewesen, man schweige nur zu ihr darüber, man wisse die Ursache seines plötzlichen Kommens, seines plötzlichen Verschwindens.

Emmi gerieth in völlige Verwirrung. Endlich brach der Körper zusammen. Ein heftiges Fieber befiel sie, erlöste sie von quälenden Vorstellungen; und eine milde Fügung leitete ihrr Phantasieen zu der glücklichsten Zeit ihres Lebens.

Und Armand? Wir wissen nichts von ihm aus jener Zeit. Wir können nur vermuthen, daß er sich und seinen Schmerz gleichsam vergrub. Wir finden ihn zwei Monate darauf in wildester Aargegend, zwischen hoch übereinander gethürmten schneeigen Felsen, in völliger Abgeschiedenheit auf seinem schon früher erwähnten Landsitz. Hier traf ihn, es mochte Mitte December sein, ein amtlicher Ruf, schleunig nach Berlin zurückzukehren, da ein höchst wichtiger und ehrenvoller Auftrag seiner harre. Und als ob die Welt

ihm die Rückkehr zu ihr erleichtern wolle, erhielt er zu gleicher Zeit von anderer Seite eine überraschende, ihn wahrhaft erfreuende Nachricht. Man hatte ihn zum ritterschaftlichen Deputirten des rheinischen Provinziallandtages gewählt, dessen Zusammentritt im Februar bevorstand. Also endlich ein Wirken, das ihn befriedigte.

Auf seiner Heimreise nach Berlin berührte Armand H. Ihm glückte diesmal, was ihm mehrfach mißlungen: er bahnte sich Wege zu dem künftigen Thronerben und gewann in ihm einen Verbündeten für Schöffens endliche Befreiung. Der junge Fürst verbürgte mit seinem Worte, er werde in nächster günstiger Stunde bei seinem Vater Gnade erwirken für den Unglücklichen.

„Nicht Gnade, königl. Hoheit! nein, Gerechtigkeit!"

Wehmüthig drückte der Prinz des Grafen Hand: „Gnade wäre sicherer!"

In seiner Eltern Hause fand der junge Mann Alles anders, als er vermuthet hatte. Er war gerüstet, der früheren Geliebten — jetzt der Braut eines Andern — mit Gleichmuth entgegenzutreten; statt

dessen hörte er von dem Irrthum jenes schrecklichen Abends, daß nämlich nicht sie, sondern Rosa verlobt sei, hörte von Emmi's Krankheit, ihrer nunmehrigen Genesung, und daß sie fern sei. Sie hatte gewünscht, zu ihrer Zerstreuung die Freunde ihres Vaters zu besuchen, sie war zu Hardenthals nach Magdeburg gegangen.

Das Alles auf einmal — das bittere Unrecht, was er der Geliebten angethan; neue Zweifel, genährt durch wiederholte Andeutungen des alten Grafen; das Alles stürzte ihn von Sorge in Glück, von Glück in Sorge.

Seine äußeren Verhältnisse schienen sich übrigens auf's Glänzendste zu gestalten; er hatte sich gleich nach seiner Ankunft dem Minister präsentirt und in der That eine höchst ehrenvolle Mission empfangen, die, wohl ausgeführt, ihn zu Rang und Auszeichnung führen mußte.

„Jetzt muß der Würfel meines Lebens unwiderruflich fallen!“

Neuntes Kapitel.

1.

Von den Begebnissen eines Liebespaares gehen wir über zu allgemeineren inmitten des preußischen Staates während des Winters 1846.

Die preußischen Verfassungsgerüchte, seit des Königs Thronbesteigung mehr oder minder hörbar, hatten eine gute Weile geschwiegen; im Oktober und November 1846 tauchten sie wieder auf. Der Rheinische Beobachter berichtete aus „authentischer Quelle", es sei zweifellos, Preußen werde jetzt eine Verfassung erhalten. Ein Berliner halbofficieller Artikel fand jene Behauptung lächerlich und widersprach ihr auf's Bestimmteste. „Wenn's nichts Neues gäbe, müsse

das beliebte Thema herhalten. Aber verlangen, daß es noch Glauben finde, das scheine denn doch zu viel zugemuthet.''

Nach einigen Wochen hieß es wieder im Westen: die Provinzialstände würden diesmal die Vorlage eines Verfassungsentwurfes erhalten, dieser cursire schon unter der Regierung Vertrauten. — Correspondent hatte von einem Beamten aus Pommern, welcher den Entwurf selbst in Händen gehabt, dies in Erfahrung gebracht.

Der Berliner speiste wieder mit Ironie ab und fand diesmal mehr Glauben, als gewöhnlich; denn man sagte sich allgemein, jene Gerüchte ständen im seltsamen Zusammenhang mit den Provinziallandtagen; wenn diese berufen, tauchten jene auf. Ein verständiger Mann äußerte in diesem Sinne: ,,Mich erinnert die Verfassungsfama an die Schiffer auf dem Weltmeer. Wenn ein Haifisch (und hier mein' ich die Provinziallandtage) allzunah an das Schiff (und hier mein' ich mein' ich die Regierung) heranschwimmt, dann wirft man ein Tönchen aus, um ihn abzulenken; er meint, es sei eine Beute, er verfolgt sie, und das Schiff segelt ruhig weiter.

Wie dem aber auch sein mochte: die höhere Beamtenwelt, namentlich in Berlin, schien ein Geheimniß zu verbergen. Viele begnügten sich zwar mit gewichtigen Mienen, aber denjenigen, welche schwerer d'ran tragen, entschlüpfte zuweilen ein bezeichnender Wink, zuweilen selbst eine vertrauliche Mittheilung, die denn jedesmal damit schloß: „bitte aber, nennen Sie mich nicht als Quelle." Winke und Mittheilungen wanderten schnell weiter, kamen mit der Eisenbahn in die Provinzen, und man erzählte sich — freilich ungläubig — manche Anekdote über die Berathung jener Entwürfe (bei denen, nebenbei bemerkt, der König oder der Prinz von Preußen jederzeit die freisinnige, die Minister die reaktionäre Rolle zuertheilt erhielten); ja man bezeichnete — freilich eben so ungläubig — schon denkwürdige Tage, an denen der große, durch dreißig Jahre geträumte Traum in Erfüllung gehen würde.

2.

Wir finden zu jener Zeit, es mochte ein Decembernachmittag sein, zwei Männer in dem sehr ele-

ganten Gemach eines Minister-Palais, wie es scheint, in bewegter Unterhaltung. Ueber die Beschreibung des Einen derselben gehen wir hinfort; es sei genug gesagt: er ist der Inhaber jenes Palais, also Minister, und seine ausgezeichnete Stellung wird dadurch vermehrt, daß er in hohem Grade das Vertrauen des Königs besitzt. Der andere war jünger, und wer diesen edlen, schönen und hohen Mann einmal erblickt, der könnte ihn nicht vergessen, das ist gewiß. Wir übrigens kennen ihn, es ist Graf Armand. Daß er um sechs Jahr älter geworden, seit wir ihn zuerst gesehen, das könnte höchstens die freiere, minder vom dunklen Haar umspielte, ja wir möchten sagen kälter gewordene Stirn deuten. Doch nein! auch der Ausdruck des Gesichts ist verändert, ist strenger, abgeschlossener als vordem.

Der Minister schien sich A. gegenüber weder seiner einflußreichen Stellung, noch sonstiger Ueberlegenheit bewußt, er behandelte seinen Gast — das war der Graf im Augenblick — mit gewinnender Auszeichnung.

Das Gespräch, bisher von beiden Seiten lebhaft, aber gehalten, schien so eben durch Armand eine etwas

schärfere Wendung bekommen zu haben, — denn der Minister äußerte sichtlich mißmuthig: „Lieber Graf, mit diesen Grundsätzen dringen Sie nicht durch, Sie schwimmen gegen den Strom.“

„Und ich — bei allem Respekt vor Ew. Excellenz sei's gesagt — bedauere, daß Ihre Ueberzeugung Sie mit dem Strome treibt,“ erwiderte Armand lebhaft, — doch,“ setzte er kälter hinzu, „ich wußt's ja vorher, daß wir uns nicht verständigen würden.“

„Ich aber hoffte es,“ sagte der Minister immer noch verbindlich, „ein Mann wie Sie fehlt uns! Wir Alle — ich stehe nicht an, es Ihnen zu sagen — befriedigen Sr. Majestät *nur halb*; Sie aber, mit Ihrem Geist, Ihren Kenntnissen, vor Allem aber mit Ihrem jugendlichen Enthusiasmus könnten es ganz — — wenn Sie wollten.“

„Sie irren, Excellenz. Sie täuschen sich über den König und über mich. Der König will halbe Wahrheit, ich will ganze. Warum aber, ich beschwöre Sie, entziehen Sie Alle ihm noch den besten Theil dieser Hälfte? Warum — ich gehe vom Allgemeinen auf das Besondere, was mich zu Ihnen geführt — warum widersetzen Sie sich nicht diesem Verfassungs-

entwurf, als nicht den Hoffnungen der Nation entsprechend? Das mindestens gaben Sie zu, wenn ich Sie recht verstanden?"

„Weil ein Weniges besser, als nichts, — weiter, als bis zu jenen Concessionen, geht Sr. Majestyt nicht!"

„Und Sie schweigen und nehmen? — Excellenz, ich kenne Sie als einen Ehrenmann, und die Strenge Ihrer Grundsätze wird vielfach gerühmt; aber gerade heraus gesagt, hier verstehe ich Sie nicht."

Das Gespräch hätte wohl jetzt eine empfindliche Richtung genommen, wenn nicht in dem Augenblick sich die Thür geöffnet und nach kurzer Meldung des Kammerdieners Minister v. D. mit den Worten hereingetreten wäre: „bitte um Entschuldigung, ich komme wohl zu unserer Conferenz zu spät?"

„Ich fürchte, wir werden mit dieser gar nicht zu Stande kommen," meinte der Wirth, seinen neuen Gast neben A. auf's Sopha nöthigend, „der Graf weicht von unseren Grundprincipien vollständig ab, er hat mir soeben erklärt, die Redaktion der Gesetze nicht übernehmen zu können."

„Nein, bei Gott nicht!" sagte A. bitter, „ich

müßte denn meine Seele verkaufen wollen! Denken Sie, daß ich Einen Titel unserer Volksrechte aufgeben werde? Und ich sollte helfen, diesen Raub in scheinbar gesetzliche Form zu bringen? Nimmermehr!"

Die beiden Excellenzen sahen sich an, als dächten sie: „ist der Mann bei Verstande?" Minister D. aber, ein geschmeidiger Mann, wie schon seine glatten Formen und sein forschender Blick verriethen, antwortete: „aber, Herr Graf, es fällt Niemandem ein, bestehende Rechte zu kürzen; wir haben unsere drei Justizminister befragt (und dabei lachte er, als sei's komisch, drei Justizminister zu haben), die sind einig: nichts ist verkürzt. Ich selbst war früher Jurist, ich wiederhole: nichts ist verkürzt."

„Meine juristische Kenntniß sowohl, wie meine Vernunft geben mir eine andere Ueberzeugung," war A.'s schneidende Antwort. Und indem er aufstand, um sich zu empfehlen, setzte er verbindlicher hinzu: „Excellenz, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, aber ich kann mich dieser Sache nicht widmen, ich werde ihr vielmehr nach Kräften entgegenwirken! Excellenz sagten mir, daß man bei Besetzung jener hohen Stelle auf mich reflektire, daß man überdies glaube, meine

Persönlichkeit könne den Wünschen Sr. Majestät entsprechen. Gut! ich will das erproben. Ich werde mir beim König eine Audienz verschaffen, werde ihm ungescheut die Rechtsforderungen und die Wünsche seines Volkes aussprechen. — — Vielleicht! ja vielleicht, daß er der Mann des Jahrhunderts ist!! Wenn ich aber nicht siege, wenn somit das Princip fällt, auf dem ich einzig bauen kann: dann passe ich weder für die mir zugedachte Stelle, noch für den ferneren Staatsdienst. Ich werde dann meinen Abschied nehmen." Somit empfahl sich der Graf, und die beiden Excellenzen sahen ihm kopfschüttelnd nach.

Ehe wir ihrem weiteren Gespräch folgen, sei erwähnt, daß schon lange und namentlich in Berlin die Rede ging, die Minister hätten einen schwierigen Stand beim Könige. Vielleicht deshalb, weil dieser sich nicht beherrschen ließ. Den Frommen war er nicht fromm, den Männern des Stillstands nicht durchgreifend, Allen nicht consequent genug. Ja, Consequenz! hörte man von Männern aller Farben herbeiwünschen.

Der bewegliche Geist des Fürsten überragte aber seine ganze Umgebung, und seine widerspruchsvolle

Natur machte derselben oft viel zu schaffen. Die höchsten Beamten hatten leichteres Wirken, wenn dieser Geist hinlänglich gefesselt war, und man glaubte Graf A.'s blendende und eminente Persönlichkeit fähig dazu. Alle auf der Ministerbank vertretenen Parteien, Pietisten, Reaktionäre, sanfte Reformer, Aristokraten, die sich unter einander solchen Vorzug beim König mißgönnt haben würden, einigten sich in dem Wunsch, diesen „geistreichen Kopf" zu gewinnen. Ihnen Allen konnte er nicht gefährlich werden; denn gerade seine hochfliegenden Plane fanden ja hinlänglichen Widerstand in der Brust des Königs. Der geistvolle Mann sollte nur den geistvollen Mann zerstreuen.

Aber man hatte sich verrechnet. Armand war zu thatkräftig, um sich am Schein zu begnügen, zu wahr, um auf Kosten der Wahrheit ehrgeizig zu sein.

Als er sich jetzt, wie wir sahen, von den beiden Excellenzen beurlaubt hatte, ließ er diese in höchstem Erstaunen zurück. Er hatte den Auftrag, der ihm Seitens des Staatsministeriums geworden, zurückgewiesen — einen Auftrag, durch den man ihn zu ehren wähnte — hatte rückhaltlos Grundsätze ausge-

sprochen, die man als revolutionäre zu betrachten gewohnt war. Daß er so weit gehen würde, vielleicht auch, daß er so wenig ehrgeizig, hatte man nicht vermuthet.

„Man sollte kaum glauben, was für demokratische Ideen in unser Adelsblut dringen!“ sagte Minister v. B. (den die gesammte Büreaukratie den Freisinnigen zuzählte) zu seinem Gaste, „und wahrhaftig, wer hätte diesem Weltmanne solche Unerfahrenheit zugetraut! Denken Sie, er verlangt als Grundprincip für das Gesetz, was er am liebsten Entwurf nennen möchte:

1) Vertretung aller Stände;

2) auf Grund, ich weiß nicht welchen Gesetzes, jährliche Einberufung der „Reichsstände“;

3) volles Steuerbewilligungsrecht;

und was mir am Komischsten vorkommt“ — und hier lachte der ernste und, wir müssen sagen wirklich liebenswürdige Mann, so sehr er konnte — „er verlangt:

4) Feststellung des Etats für den Staatshaushalt!“

Das Gesicht der andern Excellenz, das entweder

zum Forschen oder zur Satire geschaffen, verklärte sich nun ebenfalls. „Aber, mein Gott, lebt der Mann im Monde! kennt er denn gar nicht Sr. Majestät, die so eifersüchtig auf Erhaltung aller Kronpräroga- tive? Aber so ist das junge Volk, so sind diese Libe- ralen! Sie rennen Alles über den Haufen! Nein, ich weiß, weiter geht der König nicht und damit gut! Was soll unnützes Drängen und Treiben! — Und im Vertrauen: ich halte nicht viel vom Ständewesen! — Ha ha ha ha! — Ich erkläre mich deshalb voll- ständig für das Gesetz! Ha ha ha ha!" —

„Und ich auch," erwiderte der Andere, und zwar mit ernsthaftem Tone, „und da Graf Kleist die Re- daction ablehnt, werde ich dem Staatsministerium unsern wackern v. M. vorschlagen."

D. wollte sich nach einigen höflichen Hin- und Herreden entfernen, kehrte aber noch in der Thür um und sagte: „Ach, eine Anekdote muß ich Ihnen noch erzählen, über die Sie lachen werden. Ich hörte Sie auf meiner Eisenbahnfahrt von Stettin. Sie werden daraus sehen, wie arg man uns mitspielt. Ja, ja! seufzte nämlich mein Nachbar in dem Waggon — gewiß ein Doktor der Philosophie oder dergleichen

— indem er sein braungelocktes Haupt bedenklich schüttelte, — es ist ein trübselig Ding mit uns!! Der König kennt nicht unsere Wünsche; denn er ist schlecht berathen! Dann setzte der superkluge Herr hinzu: aber ich hoffe auf den Prinzen von Preußen, der wird unsere Wünsche an den Thron bringen! — —

Hahahaha!" unterbrach sich hier D. in seiner Erzählung, „denken Sie, er hofft auf den Prinzen von Preußen, ich mußte mich halten, nicht herauszuplatzen!

Mein edler Doktor fuhr fort: ja ja, im Staatsministerium hat's neulich eine schöne Scene gegeben. Ein Verfassungs-Entwurf eigenmächtig vom König kam zur Berathung, dessen Motto: die ungeschwächte Macht der Krone ist. Meine Minister waren mäuschenstill, nur zwei sprachen dagegen, meinten aber schließlich: der König hasse Widerspruch, man müsse den Entwurf dennoch annehmen. Da springt mein edler Prinz von Preußen auf, macht die Kerle — denken Sie, er sagte: die Kerle — runter, sie hätten keine Kourage im Leibe; wenn er König wäre, wollte er sich bedanken für solche Räthe. Er protestirt für sich

und im Namen seines Sohnes gegen den Entwurf und will sein Präsidenten-Amt niederlegen!

Der Doktor hätte nun Sr. Königl. Hoheit am liebsten zum Saale hinausstürzen lassen, aber es gelang nur bis zur Thür; denn Alle sammt und sonders sollen den Prinzen gebeten haben, doch ja zu bleiben, und er hat sich erbitten lassen. — Sehen Sie, so skandalisiren die Leute auf unsere Kosten! — Nun, was sie von uns sagen, laß ich mir gefallen, aber ein Thronerbe, meinen sie, muß immer liberal sein." —

„Ich gebe nichts auf das Geschwätz der Leute," sagte B. achselzuckend, „Alles verstümmeln sie und fassen sie falsch auf, und wissen sie nur halb."

Und mit letzterem hatte der Herr Minister vollkommen recht: in einem Lande, wo der Schleier des Geheimnisses über große und kleine Staatsakte gebreitet, weiß man allerdings die Thatsachen nur halb.

Ob Armand jene Audienz beim König erlangte, ob sie ohne Resultat blieb, wissen wir nicht. Genug, er nahm wenige Wochen darauf seinen Abschied.

Seine amtliche Laufbahn, all jene lachende Aus-

sicht, die sich noch kürzlich bot, war also zu Ende. — Fortan galt es nur noch ständisches Wirken.

Aber jetzt zu Emmi, zuerst Entscheidung für seine Liebe. Es war ein klarer Wintertag, ein heller Sonntag. Armand reiste nach Magdeburg, in wenigen Stunden mußte sein Schicksal entschieden sein.

Zehntes Kapitel.

1.

Wir werden uns noch jenes Sonntagsnachmittags erinnern — es war im Januar 1847 — als die Frauen Magdeburgs sich im Hause der Madame Hardenthal versammelten, um von dort sich im Zuge zum Consistorial-Präsidenten zu begeben. Zu jenem Tage kehren wir noch einmal zurück.

Während nämlich unten in den weiten Gemächern die Frauen sich vereinten zu so ungewöhnlichem Vorhaben, und drunten manches Herz ängstlich klopfte und die Seelen zu besonderem Ernste gestimmt waren — währenddeß schlug droben in der Einsamkeit nicht minder erregt, aber um anderen Grundes willen ein trauriges Herz.

In einem freundlichen, überaus sorglich geordne-

ten Zimmer, dessen Fenster mit Blumen geschmückt, dessen Stille einzig von dem Gezwitscher eines Kanarienvogels zeitweise unterbrochen wurde, saß nämlich ein junges Mädchen, und der trübe Ausdruck ihres Gesichts deutete an, daß ihr Inneres nicht im Einklang stehe mit der harmonischen Heiterkeit ihrer Umgebung. Es war schade um diese unbeachtete Harmonie; denn man fühlte jeder Blume und der geringsten Anordnung in diesem Gemache an, daß es nicht zufällig so, sondern daß Liebe sich's so ausgesonnen.

Madame Hardenthals mütterliche Liebe hatte es für Emmi also ausgesonnen.

Das Mädchen sieht blaß aus, ihre Augen verweint — von ihrem Frohsinn, ihrer kindlichen Naivität heut keine Spur auf ihrem lieben Gesichte.

Emmi hatte seit ihrer Krankheit sich melancholischem Grübeln hingegeben, und obwohl sie sich unter Menschen zusammennahm, so drängte doch jeder einsame Moment ihr den Gedanken auf an jenes schreckliche Zusammentreffen mit Armand. Vor dem eisigen Ton seiner Stimme, vor dem Hohn auf seinen Lippen fuhr sie dann schaudernd zusammen.

Hundertmal hatte sie gefragt: was bedeutete jenes

schauerliche Wiedersehen? — und im nächsten Moment fragte sie wieder.

Oefterer aber klangen ihr auch die weicheren Töne der Liebe — die sie damals überhört — öfterer wollte es ihr vorschweben, er habe sie damals in Herzensangst angeblickt — — — ach, sie wurde nicht müde, jeden einzelnen Umstand sich zu wiederholen, um zu erforschen, ob denn auch alle, alle Hoffnung verloren. Ach nur einmal ihn wiedersehen, nur einmal noch in seinen Armen ruhn, nur einmal den Strahl seines Auges trinken — und dann sterben!

So dachte Emmi oft, und so dachte sie auch heut.

Da hörte sie nahende Tritte, sie trocknete schnell ihre Thränen, stand auf und sah dem Kanarienvogel zu, der von einem Stäbchen zum andern hüpfend, seines Kerkers nicht inne ward.

Madame Hardenthal, die hereingekommen, trat leise hinter sie, schlang ihren Arm um das junge Mädchen und sagte mit dem liebreichen Tone, den wir an ihr kennen: „Du böses Kind hast nicht Wort gehalten, bist nicht herab gekommen! Sieh mich einmal an!"

Und Emmi drehete sich um und wollte die gütige

Frau recht heiter anlächeln, aber die Lippen zuckten zusammen, und Thränen füllten das Auge.

„Emmi! mein Kind, Du bist noch krank!“ rief Frau Hardenthal, „ich hätte Dich heut nicht allein lassen sollen, ich werde bei Dir bleiben.“

Dem widerstrebte Emmi eifrig und versicherte, wohl und heiter zu sein, zufällige Erinnerungen hätten ihr Thränen entlockt, — — „nein Sie müssen gehen! thun Sie mir's zu Liebe!“

„Und Du bist vergnügt, Kind?“ — „Ja.“ — „Nun gut, ich gehe, ich werde Dir Eduard schicken, unterhaltet Euch zusammen.“

Das war Emmi'n sehr recht; denn sie liebte den jungen Hardenthal wie ihren Bruder. Jugenderinnerungen verbanden sie, und als sie sich später in Berlin wiedergefunden, hatte Eduards ernstes Gespräch ihre Seele oft zur Ruhe gebracht. Seit vierzehn Tagen war auch er in Magdeburg, wollte den Winter noch bei den Eltern bleiben, um im Frühling als Missionair nach Borneo zu gehen. Eduards streng-religiöse Richtung — Herrn und Frau Hardenthals freie paßten wenig zusammen, aber Liebe einigte, und Emmi vermittelte, wo trotz der Liebe dies nöthig war.

Nach wenigen Minuten trat Hardenthal in's Zimmer, Emmi ging ihm entgegen und sagte: „Kommen Sie auch gern, Eduard?" Eigentlich war diese Frage unnütz, Emmi hätte, statt zu fragen, sehen sollen.

Unten im Saale ward's plötzlich sehr bewegt, Stimmen wurden vernehmlich, Stühle gerückt, Thüren geöffnet, offenbar traten die Frauen ihren Weg an.

Emmi eilte an's Fenster, öffnete es, lehnte hinaus und winkte dem jungen Manne, ein Gleiches zu thun. „Sie sind aber unverbesserlich!" schalt dieser, ohne Tuch, ohne Mantille!" und er holte ein über der Sophalehne hängendes Tuch und hüllte das junge Mädchen ein.

„Ach, lieber Eduard," sagte Emmi, als sie den soeben aus dem Hause Tretenden zuschaute, „ist's nicht ein Jammer, daß um das Heiligste auf Erden, um die Weise, wie Jeder zu seinem Gott zu beten hat, soviel Hader ist. Sehen Sie, diese ehrwürdige Alte dort, dies zitternde Haupt! es ist eine Schande, daß sie nicht in Frieden hinfahren kann!"

„Sie wissen, wie wenig ich mit der religiösen Richtung, die sich hier geltend macht, sympathisire,

aber dennoch sage ich: ja wohl ist's eine Sünde! Aber rechnen Sie die Schuld davon nicht unsrem „strengeren Glauben“ an, sondern gerade Glaubensschwäche, Mangel christlicher Liebe derer, die unter dem Deckmantel der Religion ihrer Herrschsucht fröhnen, die tragen die Schuld daran. — Können Sie mir das glauben, Liebe?“

„Meine Ueberzeugung war das immer,“ erwiderte Emmi, „aber ich bin überrascht, daß es auch die Ihre ist. Sie verdammen den Unglauben dieser Menschen, und dennoch wollen Sie mit ihnen in Einer Kirche bleiben. Das verstehe ich nicht.“

„Und Andere, vielleicht auch Sie, Emmi, die das Gleiche wollen, verdammen unseren sogenannten Buchstabenglauben. — — Meine Liebe, wir wollen nicht vergessen, daß wir Protestanten sind! wir müssen nun auch die Konsequenzen unserer Protestation tragen. Die Reform unserer Voreltern ging gewaltig hinaus über die äußeren Mißbräuche in der allein selig machenden Kirche. Wir haben protestirt gegen ein Glaubensgesetz, darum haben wir auch kein Glaubensgesetz.“ — — — Das alles hatte Hardenthal sehr ruhig gesprochen; Emmi sah ihn groß und ver-

wundert an, über die Klarheit, mit der er sich der beliebtesten Waffen beraubte. Der junge Mann bemerkte das, faßte Emmis Hand und sagte warm und immer wärmer: „Wir haben nur Eine Gewalt, unsere Kirche zu reinigen: das ist der lebendige Glaube vn Jesum Christum, unsern Herrn und Erlöser! Er, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, Er, der Herzensreiniger, der sein Blut um unsere Sünden dahingegeben: Er wird in uns mächtig sein! — Ja allerdings ist's ein Lügengeist, der sich in unsere Kirche geschlichen, aber gegen die Lüge giebts nur eine Waffe, das ist die Wahrheit! — Er, der gesagt hat: gleich wie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir, Er wird die Werke der Finsterniß, den Unglauben dieser Welt zu Schanden machen, bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes!"

Unwillkürlich hatten sich die beiden jungen Leute vom Fenster entfernt! Emmi war sichtlich ergriffen von der heiligen Begeisterung des jungen Mannes, dessen Antlitz, sonst blaß, sanft und gütig, jetzt von der Gluth innerer Bewegung gestählt und geröthet

war. „Lieber Eduard, sagte sie in dem sanftesten Tone, den sie vielleicht je ihm gegenüber angewendet, — ich habe Ihnen noch viel zu sagen! — — — aber bitte, erst noch einen Blick zum Fenster, ich möchte Ihrer Mutter noch einen Gruß zusenden; der Wagen fährt jetzt vor: erlauben Sie eine Minute!"

Emmi eilte ans Fenster und lehnte hinaus, sie kam gerade in dem Moment, als Madame Hardenthal Charlotten zum Wagen führte. Erstere blickte suchend hinauf nach dem Orte, wo sie ihr „liebes Kind" vermuthete, und nickte, glücklich über des Mädchens heitres Lächeln, so liebevoll, so freudeglänzend hinauf, daß Charlotte es bemerkte und den Blicken ihrer Begleiterin unwillkürlich folgte. Das bleiche Gesicht röthete sich etwas, als auch sie hinauf grüßte; sodann stiegen die Damen ein und fuhren fort, dann aber wurden die Fenster geschlossen.

„Mein Gott, wer war diese Dame!" rief Emmi sinnend, die Hand an die Stirn legend und sichtlich ergriffen von Charlottes edlen Zügen; „ich sollte denken, ich kennte sie, ich müßte sie gesehen haben! — Eduard, wissen Sie nicht, wer mit Ihrer Mutter gefah-

ren?" wendete sie sich zu diesem, der in Gedanken vertieft im Zimmer auf und abging.

„Ob ich was weiß?" fragte der junge Mann freundlich.

„Ob Sie wissen, wer mit ihrer Mutter gefahren!"

„Ich glaube gehört zu haben, mit einer Frau Professor Jordan, der Gattin des gefangenen Professor Jordan, eines sehr edlen Menschen."

„Mein Gott, die ist hier, und die kennen Sie! diese liebe, herrliche Frau, die ich gesucht habe, wo immer man suchen konnte!" rief Emmi bewegt und mit Thränen der Ueberraschung im Auge. — — „Und wie geht es ihr? o ich bitte, erzählen Sie mir!"

„Ich kenne sie nicht!" war Eduards Antwort, „Sie wissen, ich war seit Jahren nicht in Magdeburg, ich hörte nur zufällig heut ihren Namen nennen.

„O das betrübt mich! — — Nein, nein! ich bin ja so glücklich, daß ich nun endlich sie zu finden weiß! — o und die Kinder, wie mögen sie aussehen — gleich morgen muß ich hingehen!"

Hardenthal sah mit sehr liebreichem, ja mit zärt-

lichem Blick auf das junge Mädchen, das in seiner Freude so wunderbar schön war. Er ließ sich erzählen, wie sie früher mit Charlotte zusammengetroffen, wie sie der Liebling des kleinen Hans geworden, wie die Familie dann plötzlich Berlin verlassen und jede Erkundigung nach ihr vergeblich gewesen. Da Emmi in Magdeburg fremd war, kam man überein, morgen gemeinsam Charlottes Wohnung aufzusuchen.

„Und damit entlassen Sie mich für heute!“ sagte Eduard fast bitter, mit einer tiefen Verbeugung; denn er glaubte aus Emmis Worten irgend dergleichen herauszulesen. Er war im Begriff, sich zu entfernen.

„O nein, nein!“ rief Emmi schnell, „ich dachte nur, es wäre zu viel verlangt, Ihre Zeit noch länger zu beanspruchen. Ich weiß, Sonntags bringen Sie besonders gern im Stillen zu.“

„So werde ich still bei Ihnen bleiben!“

„Das ist schön, lieber Eduard, und das ist mir um so lieber, als ich Ihnen etwas zu sagen habe — — Ich komme mir nämlich schon längst Ihnen gegenüber wie eine Lügnerin — — nein, — — ich finde das Wort nicht! — ich komme mir Ihnen gegenüber unwahr vor — — und doch bin ichs nicht.“

Emmi sagte dies Alles mit lebhafter Wärme, ihre Augen, jetzt gewöhnlich schwermüthig, gewannen dabei den Glanz von ehedem; was sie aber in diesem Moment besonders liebenswürdig machte, das war das eigne Gemisch von Kindlichkeit, Selbstbewußtsein und Stolz im Ausdruck ihres Gesichts wie ihrer Worte.

Hardenthal betrachtete wiederum unendlich zärtlich, aber diesmal auch mit besorgtem Blick die Geliebte; denn das war sie ihm, und fragte dann zögernd, ja angstvoll: „weshalb unwahr? wie meinen Sie das?"

„Sie halten mich, wenn für auch minder strenggläubig als Sie, dennoch für eine „gute Christin," halten mich für religiös, waren oft überrascht, in meinen Gedanken die Ihren wiederzufinden, — und ich will's Ihnen in Eins sagen, was mein Glaube ist, — ob Sie's gleich schmerzen wird: Ich glaube an Gott, als den Urquell der Wahrheit, er offenbart sich mir in seinen Werken, und ich erkenne keine andere Autorität an, als mein Gewissen! —

Ein so bestimmtes Bekenntniß, eine solche Vernunftreligion von einem so jungen, meist anschmie-

genden Wesen, als Emmi, hätte Jeden überrascht, um wie viel mehr Hardenthal, der neben der Liebe Emmi'n unendliche Verehrung zollte — — und nun fand er ihren Glauben „so vollkommen im Argen". Er hatte sie wie ein gutes Kind schalten und walten sehen, all ihre Empfindungen waren so wahr, so voller Gluth und Tiefe, sie war so selbstvergessen, so gütig, so wie aus Liebe geboren — — „Selig sind, die reines Herzens sind," hatte er, sie beobachtend, oft unwillkürlich gedacht, und nun, und nun! — War es möglich? — Oft hatte er Verstandes-Menschen so sprechen hören, bei ihnen hatte er gefaßt; aber ein so kindliches Gemüth mußte auch einen kindlichen Glauben haben, und wie konnte der nach Eduards Anschauung anders bestehen, als in der Hingabe an Jesum Christum. — Er sah sie schmerzerfüllt an und sagte in tiefster Bekümmerniß:

„Sie glauben nicht an die göttliche Erlösungs-, nicht an die Versöhnungsthat unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi?"

„Eduard," sagte Emmi und trat dabei näher zu dem jungen Mann, „was Andern heilig ist, das ist auch mir heilig, sonst würd ich sagen: Ihre Christus-

lehre, all Ihre Dogmen, Ihre Traditionen kommen mir kindisch vor! — — — und lassen Sie mich Alles sagen: eine Schmach für die Menschheit ists, daß die Geister Jahrtausende brauchen, um vom Unsinn zum Sinn, von Verblendung zur Klarheit zu dringen, gleichwie wer lange ins Dunkle gesehen, die Sonne scheut."

Hier entstand eine lange, lange Pause. Hardenthal konnte das Gehörte, das Ueberraschende nicht fassen — Emmi fühlte den tiefen Schmerz, den sie ihm verursacht, aber sie bereute das Gesagte nicht, weil sies ihm und sich selbst schuldig gewesen.

Mit hastigen Schritten durchmaß der junge Mann das Zimmer, er rang sichtbar mit einem Entschlusse. Plötzlich blieb er vor Emmi stehen und rief mit einem Uebermaß des Kummers, der Liebe, der Leidenschaft: „Bisher hielt ich eine Trennung von Ihnen für möglich, jetzt ganz, ganz unmöglich, ich kann nicht nach Borneo gehn!"

Der Laut wahrer Liebe ist Jedem verständlich. — Emmi wußte von diesem Augenblick, daß Hardenthal sie liebte, und dieß Bewußtsein drang als unaussprechliches Weh in ihr Herz; denn sie kannte es, was es

heißt: unglücklich lieben. — — Sie erglühte bei seinen Worten bis zur Stirn hinauf, ein krampfhaftes Zittern befiel sie, die von der Krankheit her noch nicht wieder Herrin ihrer Nerven war. — Sie wagte nicht, den vor ihr Stehenden anzusehen, und doch mußte gesprochen sein; doch mußte entschieden gesprochen sein. Nur um des Himmelswillen keine unerfüllbare Hoffnung!

So schluckte das junge Mädchen denn gleichsam jede Aufregung gewaltsam hinunter und stieß dem, der ihr als ein Bruder werth war, das Schwert mit Heldenmuth ins Herz. Sie sagte mit sanftem Tone und sanftem Blick: „Eduard, sie können beruhigt nach Borneo gehen, ich strebe nach Tugend, und in meinem Glauben habe ich Frieden.“

Es giebt Naturen, die haben einen Ausbruch des Schmerzes — es giebt andere, und oft ganz einfache, ganz harmlose, wie Hardenthal z. B., bei denen blutet die Todeswunde nach innen. Er, der oftmals in seinen Träumen sich mit Emmi'n unter dem südländischen Himmel gesehen, der bei dem liebreichen Ton ihrer Stimme die Ahnung beglückter Liebe empfunden,

der zu keiner Frau, als zu ihr je in Beziehung getreten, — — er hörte schweigend sein Todesurtheil.

So verrann eine Minute. Dann sagte er langsam mit erloschener Stimme: „Allein gehen?“ — — — Allein gehen!“

Da durchzuckte ihn ein Gedanke, da noch einmal ein Lebensstrahl: wie, wenn sie scheute, mit dir die Ferne zu theilen!! Und wie das Herz dabei sich belebte, so auch fibrirte die ganze Hoffnung der Jugend, der Liebe in seiner Stimme: „Sie sind mein theuerstes Gut!“ rief er, „Ihnen zuerst gehört mein Leben: darf ich für Sie hierbleiben, mit Ihnen hierbleiben?!“

Emmi'n jammerte die Täuschung, sie schüttelte schmerzlich ihr schönes Haupt.

„Und ohne Hoffnung? — — und wenn ich wiederkehre — keine Hoffnung?!“ — —

„Eduard!“ sagte das Mädchen und ließ ihre Thränen ungehindert fließen, „ich liebe einen Andern; seit ich ein Kind war, liebte ich einen Andern.

„Und dieser Andere! ist er Ihrer werth?“

„Ist der einzige Mann, den ich zu lieben vermag!“

Emmi fühlte, dieser Scene mußte ein Ende gemacht werden, sie ging deshalb leise in ihr anstoßendes Schlafkabinet. Hardenthal, erleichtert durch das Alleinsein, warf sich erschöpft auf einen Stuhl, barg das Gesicht in seine Hände, und ich glaube, er weinte.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein; Emmi hatte eigentlich nicht zu Eduard zurückkehren wollen, als er aber nicht ging, auf demselben Platze noch weilte, in derselben Stellung verharrte, trat sie leise zu ihm, zog ihm die Hand von den Augen und sagte:

„Eduard, sein Sie mein Bruder, ich habe keinen. Ich liebe Sie wie einen Bruder.“

Hardenthal sprang auf, er hatte sich inzwischen zum Herrn seines Schmerzes gemacht, war wieder Mann geworden. Er sprach in feierlichem Tone: „Ich sage Ihnen: mein Herzblut hängt an Ihrem Glück — — an Ihrer Tugend! — Versprechen Sie mir, gut zu sein, fromm zu sein?“

„Ja, Hardenthal!“

„Dann gehe ich ruhig unter afrikanischen Himmel, und der Gedanke an meine Heimat wird ein Gebet für Sie sein!“ Mit diesen Worten umfaßte der

junge Mann die zarte Gestalt, die dies willenlos geschehen ließ, und drückte einen langen Kuß auf diese nie von ihm berührten Lippen.

In diesem Augenblick — doch wir kehren zu Armand zurück.

2.

Eisenbahnen machen sehr ungeduldig. Ehedem respectirte man Entfernungen, man wußte, daß man reiste. Jetzt kennt man keine Ferne. Ehedem brauchte man z. B. einen Tag und eine Nacht, um von Berlin nach Magdeburg zu gelangen, und man fand das natürlich. Heut ist's eine Spazierfahrt; und Armand, der, wie wir wissen, dorthin wollte, fand an jenem Sonntage diese Spazierfahrt sehr, ja unerträglich lang. —

Endlich die Thürme von Magdeburg! endlich die Festungswerke, der Bahnhof. Die Lokomotive läßt jenes schrillende Pfeifen vernehmen, jenen Ankündigungston des Kommens. Die Passagiere greifen nach Hüten, Mänteln, Schirmen und Reisetaschen. Der Bahnzug hält. Auf rheinischen, schlesischen, süd-

deutschen Bahnen öffnen höfliche Beamte die Waggons; in der Mark, je näher an Berlin, sehr unhöfliche. Träger eilen herzu, Droschken, Equipagen stehen bereit, einige Minuten, und man ist im Hotel.

So auch Armand.

Also in Magdeburg! also wiederum an einem Ort mit der Geliebten, wieder eine Luft mit ihr athmen! — Und wie lange wird dies dauern — ob ewig!? — — —

Armand hatte das Hardenthalsche Haus erreicht; es mochte halb vier Uhr Nachmittags sein, er schellte. Ein Mädchen öffnete.

„Madame Hardenthal zu Haus?“

Madame sind ausgefahren.“

„Kann ich den Herrn sprechen?“

„Der Herr sind seit acht Tagen verreist.“

Armand war innerlich beglückt, daß ihm der Zufall gleich mit einer stillen Stunde entgegen kam, und sagte: „So melden Sie mich bei Fräulein Schöffen, Graf Kleist.“

„Wollen der Herr Graf sich hinauf bemühen,“ sagte das Mädchen, „Fräulein sind in ihrem Zimmer, ich werde Sie melden.“ Damit ging sie dem Grafen

voran, die Treppe hinauf. Indem sie ein Zimmer öffnen wollte, das, welches demjenigen Emmi's zuneben lag, fiel ihr ein, daß sie vergessen, die Hausthür zuzumachen, daß unten die ganze Wohnung offen, daß in dieser Jahreszeit viel gestohlen werde; und in ihrem Ungeschick bat sie den Grafen, inzwischen einzutreten, sie werde im Augenblick wiederkehren.

Armand öffnete leise, fast zitternd die Thür, er dachte: „Süßes, herrliches Kind! daß ich nun endlich Dich wiedersehe.“ Sein ganzes Herz schlug ihr entgegen, er hätte aufjauchzen mögen vor innerer Lust, alles Bangen war spurlos verschwunden, sie mußte ihn ja lieben! Er dachte nichts, als: ich sehe sie wieder!

So leise, wie er geöffnet, schloß er die Thür. Da hörte er im Nebenzimmer reden, er sah auf: und sein Blick fiel in den Spiegel — — — und da sah er, wie Hardenthal Emmi'n in seinen Armen hielt und einen langen Kuß auf die von ihm einst berührten Lippen drückte.

Der Traum war zu Ende.

„O der ich auf Weibertreue bauen konnte!“ murmelte er vor sich hin und knirschte mit den Zähnen,

und alle Furien der Leidenschaft durchtobten ihn. Aber nur einen Moment. Er faßte sich. Ungesehen, wie er gekommen, wollte er gehen . . . . Noch einmal blickte er unwillkürlich in den Spiegel, dann wendete er sich und ging.

In diesem Augenblick ertönte ein herzzerreißender Schrei Emmi's — — — sie hatte Geräusch gehört, hatte sich losgemacht aus Eduards Armen, ihr Auge war im Spiegel Armands Auge begegnet, sie sah, wie er ging, — sie errieth Alles. Mit einem: Armand! Erbarmen, Armand!" stürzte sie ins Nebenzimmer, sie wollte ihn halten, sich ihm erklären — — aber der Schreck, die Hast, die Angst benahm ihr die Sinne, sie fiel längs des Zimmers ohnmächtig zu Boden.

Es war eigen anzuschauen, wie die beiden Männer einen Moment unthätig zusahen; es konnte gefühllos scheinen, aber so war's nicht. Sondern Einer wagte nicht das eigenste Gut des Andern anzurühren, Armand blickte auf Hardenthal, Hardenthal auf Armand. Dieser bemerkte das Zögern zuerst — auch hätte er's ja nicht geduldet, in seiner Gegenwart der Geliebten leblose Gestalt in andern Armen, als in den seinen zu sehen! Er kniete nieder zu dem schönen,

bleichen, blutenden Mädchen, er umschloß sie, trug sie, bereitete ihr sorglich ein Lager, wie eine Mutter ihrem Kinde; er strich ihr das glänzende schwarze Haar aus der Stirn, das losgelöst in Flechten herunter fiel, sprengte Wasser auf das todtblasse Antlitz, rieb die Schläfe, trocknete das Blut: kurz, er versäumte nichts, was in solchen Fällen zu thun ist; Sorge und Liebe diktirten jede Bewegung.

Hardenthal begriff: das war der Mann, den Emmi liebte; und er begriff noch eins: er war ihm eine Erklärung schuldig. Er gab sie in wenig Worten.

Da schlug Emmi die Augen auf, aber sie schloß sie wieder. Hardenthal, der nicht Zeuge ihres Erwachens sein wollte, drückte bebend Armands Hand und sagte:

„Um das Eine flehe ich Sie! machen Sie sie glücklich!“ und damit ging er. —

Auf der Vorflur begegnete er dem Mädchen, das wie die kluge Else im Grimmschen Märchen Eins über dem Andern vergessen hatte. Er fragte sie: „wer ist der Herr?“ — „Graf Kleist.“ — „Nun wohl! er ist beim Fräulein, Sie können gehen!“

Als Armand mit der Geliebten allein war, beugte er sich über sie, nahm sie in seine Arme, lehnte ihr Haupt an seine Brust. Da öffnete Emmi die Augen, Armand schloß sie mit Küssen; sie wollte reden, Armand versiegelte ihre Lippen mit den seinen. Und noch einmal — und nun für immer: um ihm zu leuchten, schlug das Mädchen die großen seligen Augen auf, ihre Glieder lösten sich in Entzücken. Sie breitete ihre Arme um den Geliebten, zog ihn mit Allgewalt an sich, umhalste ihn, und es war, als wenn sie ersterben wollte in ihrem Kusse.

„Meine Emmi, meine süße, einzige Emmi! so liebst Du mich!?" Und Armands Stimme war hinschmelzend weich.

Wer diese Scene ausgemalt wünscht, der male sie selbst aus und kehre zurück zu den Entzückungen seiner Liebe. —

Es war dunkel geworden, die Glücklichen hatten es nicht bemerkt, da erinnerte sie irgend ein zufälliges Geräusch, daß sie auf Erden weilten, Emmi entwand sich ihrem Geliebten und zündete die Ampel an, die nun ihr Zimmer malerisch beleuchtete. Armand folgte jeder ihrer Bewegungen, wie wunderlieblich dies

Gesichtchen vom Lichtstrahl plötzlich übergossen, wie anmuthig Emmi's Gang — wie hoch, wie grazienhaft ihre herrliche Gestalt. Als das Mädchen ihre kleinen Anordnungen beendet hatte und nun wieder zu ihm zurückkehren wollte, zog er sie zu sich, faßte ihre beiden Hände, und als sie vor ihm stand, rief er in ihrem Anschauen verloren: „Emmi, wie schön bist Du!" Sie wurde wie mit Purpur übergossen und wollte ihn küssen, um seinen Blicken zu entgehen. Er aber beugte sich zurück und sagte lächelnd: „nein, nein, ich muß Dich sehen." Da schmiegte das schöne Mädchen sich in unaussprechlich lieblicher Verwirrung an den geliebten Mann, küßte ihm die Stirn, spielte mit seinem Haar, setzte sich neben ihn.

Liebende sprechen nicht viel, so auch hier. Endlich sagte Armand: „und Du bist selig, Emmi?" —

„Selig! ich habe einen Schmerz, den trag ich immer mit mir, aber doch bin ich selig!" — Und nichts ist Dir schwer?" — „Nichts Armand!" — „Und bei mir entbehrst Du gern?" — „Ich kenne kein Entbehren!"

Und wieder schwiegen sie. —

„Und Du willst bald zu mir kommen?“ Emmi schmiegte sich näher noch an ihn und sah zärtlich zu ihm hinauf. — „In vier Wochen?“ — Emmi nickte. — „Willst mit nach Koblenz gehen?“ — „Ja, Armand, ja!“ rief Emmi mit allem Ausbruch kindlicher Lebhaftigkeit, „Alles, Alles, Alles will ich! Siehst Du, und wenn der Frühling kommt, und die Schneeglöckchen blühen, und Dein Landtag zu Ende ist, und der mächtige Rhein seine Eisblöcke zum Meere hintreibt, und dann die Dampfschiffe so fröhlich einher ziehen, und die Vögel singen und die Menschen hinauseilen in die duftige Luft, — dann gleiten wir den Rhein hinunter, und er trägt uns auf seinen Wellen und dann ....“

„Und dann?“ unterbrach Armand.

„Dann gehen wir über die Alpen ins gelobte Land unter italienischen Himmel zu ....“

„Süßes Kind, dazu sind wir zu arm!“ und mit Küssen schloß der glückliche Mann die seligen Träume.

Emmi ließ sich aber nicht unterbrechen. Sie sagte: „ja, ja, wir sind zu arm! Es ist auch schöner auf unserm kleinen Gute, in unserem Stübchen ist

Alles so traulich; — und wenn die Veilchen blühen, die Saaten grünen, und die Reben keimen und die Blättchen neugierig in die Fenster gucken: dann gehen wir hinaus, und der blaue Himmel breitet sich über uns, die Berge winken und locken uns zu sich, wo wir hinsehen, ist Schönheit, und alle Menschen sind glücklich" — — und da schwieg Emmi; denn sie fühlte, daß nicht Alle glücklich, daß Einer, Einer im Elend schmachte — — und sie verbarg ihr Antlitz am Busen des Geliebten. Der hob sanft das geliebte Haupt in die Höhe und umschlang es und zog die ganze theure Gestalt zu sich, so daß sie, verstrickt in seinen Armen, auf seinem Schooße ruhte, und er küßte die Thränen von ihrem Auge.

3.

Also nach sechs schmerzensreichen Jahren waren die Liebenden endlich bei einander, um in wenigen Wochen sich dauernd zu vereinigen. Welche Kämpfe hatte das gekostet!

Ja wohl! lange hat es gedauert, ehe Emmi erkannt, daß sie auf Glück zu resigniren weder die

Kraft noch den Muth habe; daß, wie ihr Lebensglück in Armand begründet, so sie auch zu diesem ein Recht und eine Pflicht habe, trotz aller erfahrenen Verkümmerungen und Hindernisse.

Und auch Armand hatte sich durch Kämpfe zur Gegenwart durchgerungen. Er hatte der Geliebten ein reiches Glück zu Füßen legen wollen — und nun, nun erkannte er, daß auch die bescheidenste Existenz ihnen vereinigt Beseligung bringe.

Der Selbsterhaltungstrieb, der jedem Wesen innewohnt, und nicht Egoismus — hatte Beide nun einander zugeführt, nur ein ungeheueres, ein wahrhaft berechtigtes Ereigniß hätte nach dieser Erkenntniß sie trennen können. Denn um seinem eigensten Ich zu entsagen, da mußten, bei Gott! andere Pflichten in die Wagschale kommen von schwererem Gewicht: als auf Vorurtheil beruhende Unzufriedenheit der Eltern, als glänzende Erdengüter, als Vergraben in den Schmerz eines unabänderlichen*) Geschickes.

„Ja es ist bitter," schrieb Armand kurz vor dieser

*) Dieses Wort „unabänderlich" klingt wie Hohn, wenn Menschen dulden, was Menschen verhängt.

Epoche an seinen Freund Osten, „daß die Resultate des Lebens so viel und meistens die beste Lebenskraft kosten; es ist fast noch bittrer, daß so gar wenig in dieser Hinsicht für die Erziehung der Menschheit gethan wird, daß man jeden Menschen nöthigt, von vorn, bis in's Kleinste von vorn anzufangen, statt daß die Erfahrung der Gereiften in Gestalt der Erziehung ihm zu Gute käme. Und um klar und ganz wahr zu sprechen: es ist das Bitterste, daß unsere Erziehung, statt die Vorurtheile abzustreifen zur vernünftigen Selbst- und Welterkenntniß zu führen: die ersteren bestärkt, die letztere zu einem schwächlichen, krankhaften Dinge verzerrt.

„Und hier, wie aus der Luft geschneit, wie vom Zaune gebrochen, sei Einiges über Volksschullehrer gesagt.

„Ich kenne Seminaristen — und das sind unsere künftigen, vom Staate gebildeten Volkslehrer — welche die Bibel, sage die ganze Bibel in- und auswendig wissen, jedes Wort daraus hersagen oder herleiern können; die sehr gut wissen, was ein Subjekt, Prädikat und Kopula sei; und sittlich vollkommen roh sind, nicht im mindesten einen Begriff haben von der wahren Würde des Menschen. — Und nicht

etwa weil dies zufällig rohe Naturen waren, nein weil sie roh, knechtisch, man möchte sagen, absichtlich knechtisch, erzogen waren. Und diese sind die Erzieher der künftigen Volksgeneration. Solche Leute singen allerdings gut das Lied: „weß Brod ich eß, deß Lob ich pfeif!“ *) aber in Kinderseelen werden sie arg herumpfuschen und die Saiten ihres Geistes zerreißen! —

„Was soll Kindern das Auswendigplappern der Bibel, sie haben genug an der Orthodoxie, die der Geistliche ihren jungen Seelen eingepflanzt, sie hätten genug an dem reichen unvergänglichen Schatz biblischer Sittensprüche. Was soll dem Volke das klarste Verständniß der Copula bei unklarstem Verständniß

---

*) O und wüßten sie, wessen Schweiß an ihrem Brode haftet! — Und wie schmachvoll wird ihnen dies Brod zugemessen, nicht um den Hunger zu stillen. Das allgemeine Landrecht huldigt dem Princip: „Schulen sind Staatsanstalten.“ So weit es die Ueberwachung und Niederhaltung der Lehre, die geistige Verkrüppelung der Lehrer, so weit es Glaubensprüfung, Befähigung unserer Unteroffiziere zu Schulmeistern gilt und dergleichen — soweit bleibt die Verwaltung dem Principe treu — aber da, wo es dem Volke zu Gute käme, bei der ökonomischen Frage wird dieser Gesichtspunkt aus dem Auge gelassen, und den Gemeinden oder Kommunen die Last aufgebürdet.

dessen, was ein Mensch ist? Warum dieser heillose Respect vor allem, was Rang, Einfluß und Würdenträger heißt, warum nicht vernünftige Kenntnisse, vernünftige Lebensanschauungen, warum knechtet man ihre Seelen, warum nicht lieber christliche Weisheit: „Du sollst Dich vor keinem Menschen beugen, Dein Wort sei ja ja, nein nein, was darüber, ist vom Uebel, fürchte Gott und scheue Niemand?"

„Allerdings bleibt mein felsenfester Glaube an die edle Natur an die Vernunft im Menschen, die sich durchringt, unerschüttert; aber, wie gesagt, es ist bitter, daß unsere Erziehung jedem Einzelnen die Qual des Sissiphus auflegt, den Stein bergaufwärts zu wälzen."

Elftes Kapitel.

1.

Wir kehren nach dieser Abschweifung, die, wie bemerkt, einem Briefe Armands entnommen, zu ihm und seiner Emmi zurück. Ihre Verbindung sollte, wie wir gehört, in vier Wochen sein; dies war um so wünschenswerther, als Armand dann seine junge Gemahlin bei Eröffnung des Provinziallandtags, dem man diesmal später als gewöhnlich entgegensah, mit nach Koblenz nehmen konnte, und als ein längerer Aufenthalt im Hardenthalschen Hause nur schmerzlich war. So unbeschreiblich liebreich auch Herr und Madame Hardenthal waren, so sehr letztere sich beherrschte, so gütig sie für Emmi's Zukunft sorgte, so ahnten die Liebenden doch, daß ihrer mütterlichen Hoffnung ein harter Schlag geschlagen war, doppelt

hart, als sie nun mit nichts ihren Sohn im Vaterlande zu fesseln wußte. Eduards Betragen gegen Emmi war das eines Bruders zur Schwester, aber was so natürlich zu Tage kam, war zweifelsohne in der Einsamkeit bitter erkämpft. Er gedachte übrigens einige Tage vor Emmi's Verbindung, also gegen Ende Februar nach Frankreich zu gehen, um sich von Marseille nach fremden Zonen einzuschiffen.

Die Hartnäckigkeit des alten Grafen Kleist, mit der er seine Zustimmung zu der Verbindung des Brautpaares versagte, war dieselbe geblieben, konnte aber nicht überraschen: es betrübte, aber man fügte sich drein. Vergeblich hatte Miß Grant, die nunmehrige Pflegerin der Gräfin, Versuche zu Emmi's Sinnesänderung gemacht, von einer solchen konnte nicht mehr die Rede sein.

Vom alten Schöffen hörte man gar nichts, jede Annäherung zu ihm war unmöglich gemacht, aber man baute auf des Prinzen heilige Zusage.

Da kam ein unerwartetes Ereigniß, und ob es gleich der Allgemeinheit angehörte, so durchkreuzte es doch auch die Pläne des Liebespaares ein wenig.

Der 4. Februar des Jahres 1847 brach an; er verkündete das, worauf Preußen vierunddreißig Jahre geharrt hatte: eine Verfassung.

Aber wie Niemand sich hatte die Ueberraschung träumen lassen, die seiner am Morgen harre; so auch hatte vor vierunddreißig Jahren sich Niemand träumen lassen von dieser Erfüllung der Verheißungen, von dieser Auslegung wohlerworbener Rechte — wenn bei einem erwachten Volk es überhaupt ein lauteres, ein wohlerworbeneres Recht giebt, als das angeborne — von dieser preußischen Verfassung. Ein Schattenspiel, das unseren Vätern, hätten sie's vorausgesehen, Thränen entlockt hätte — ihnen, die freudig ihr Blut für die Freiheit verspritzten.

Doch Armand mag reden:

Magdeburg, 5. Februar.

Theurer Osten,

Ich wollte, ich hätte Dir gestern geschrieben, dann hättest Du einen glücklichen Brief bekommen; heut nimmt mich das neue Vaterlandsereigniß zu sehr in Anspruch, als daß ich Anderes denken könnte. Also nur das, ich bin verlobt, und ich bin durch meine Emmi ein glücklicher Mann. —

Osten, Du kennst meinen Grundsatz: „Wenn Mäßigung irgendwo, so laß sie den Ausdruck der Empfindung beherrschen, nimmer die Empfindung selbst.“ Diesem Grundsatz huldige ich auch heut. Mag Alles toben in mir: ich achte deß nicht. Ich werde die Empörung beherrschen, und nur über die Veranlassung zu ihr reden.

Also wir haben eine Verfassung! Der heutige Tag hat uns eine Verfassung gebracht? Wie ist das möglich! wie konnte das möglich gemacht werden. Vierzehn Millionen Menschen überrascht mit einem Staatsgrundgesetz! diesen vierzehn Millionen umgestürzt ihr bisheriges Staatsgrundsetz! Wie nennt man das? — Gesetzlos nennt man's, und Gesetzlosigkeit stürzt die Throne — oder glaubt man etwa, vom Throne herab das Privilegium für dieselbe ungestraft beanspruchen zu können? Man täusche sich nicht. Die Strafe kommt — ob heut, ob morgen — aber sie kommt gewißlich.

Und ich Thor, der ich selbst that, was bei Andern mich jederzeit erbittert, ich Thor, der noch hoffen konnte! Ich kannte jene Verfassungs-Entwürfe — hatte die Hand geweigert zu ihrer Ausführung,

hatte ihre Ungesetzlichkeit, als unseren bestehenden Gesetzen widersprechend, dargethan — hatte protestirt gegen ihre Erhebung zum Gesetz, ehe das Volk sie anzunehmen sich entschlossen! Denn ein Vertrag zwischen Krone und Volk kann doch wahrhaftig nicht einseitig von der Krone geschlossen werden, bestehende Verfassungsgesetze nicht einseitig von ihr aufgehoben werden. Sonst, mich dünkt, könnte sich die Sache auch einmal umdrehen.

Osten, Du wirst's nicht glauben, da Du mich kennst, und ich selbst habe es nicht geglaubt, merk' es nun an meiner Erbitterung: ich hoffte noch immer, hoffte bis heut. Ich hatte kein Vertrauen zu den Ministern, aber ich hatte Vertrauen zum König.

Doch von heute an fort mit meinem, weder ihn, noch mich ehrenden Vertrauen. Von heut an fort mit meiner Hoffnung auf den Dualismus in seiner Natur, von heut an werfe ich ihm nimmer Principienlosigkeit vor. Denn das Princip, was die Karlsbader Beschlüsse zuerst in schreckenerregender Konsequenz aussprachen, das liegt diesen Verfassungserlassen zum Grunde, das ist in schreckenerregender Konsequenz in ihnen ausgeprägt. Die Macht der Krone, der Glanz

der Throne, die Völker für die Fürsten, diese Subjekt, jene Objekt. Natürlich bei solchem Princip muß die Volksvertretung zum Scheinwesen herabgezogen werden. Später wirft man's ganz bei Seite.

Oder solltest Du vielleicht des Glaubens sein, jene heut publicirten Patente hätten uns irgend welche wesentliche Rechte zugestanden? Unmöglich! denn Du bist nicht mit Blindheit geschlagen! Was ein Paragraph scheinbar gewährt, das hebt der andere sehr deutlich auf. So deutlich, daß Jeder erkennt: Gegeben hat dieses Patent wenig, genommen viel.

Doch noch Eins! Wenn ich von heut ab gebrochen habe mit jeglichem Vertrauen auf den Willen der Regierung — so stütze ich mich dagegen von heut um so fester auf den gesunden Volkssinn. Wäre das Volk vertreten — — die Entwürfe würden nicht angenommen, und die letzte Stunde moralischer Unterdrückung hätte geschlagen! — Und trotz dessen, daß es nicht vertreten ist, hoffe ich; denn keine Erdenmacht kann eine Versammlung von sechshundert Menschen blenden — gleichviel, aus welchen Kasten der Gesellschaft; keine Erdenmacht solch eine Versamm-

lung mit Gemeinheit schlagen. Und gemein oder geblendet müßte sie sein, wenn's durch sie nicht wiederhallte in allen Gauen des Vaterlandes: „Diese Erlasse stehen im Widerspruch mit unseren Gesetzen.“ —

Man vermuthet demnächstige Zusammenberufung „des vereinigten Landtags“ — sobald ich darüber höre, schreibe ich wieder.

Du Aristokrat jubele indeß! Für Euch scheint eine neue Aera heraufzuziehen! Doch nein! auch Du jubelst nicht. „Wer nur halb giebt, giebt gar nicht:“ das gilt auch hier. Der neu kreirte Herrenstand wird Euch gefallen! aber keineswegs die genommenen Rechte!

Lebe wohl und grüß Deine Frau und küß Deine Jungen! Wenn Dein Enthusiasmus für meine Emmi etwas erloschen — und Deine Frau nichts dawider hat, so überraschen wir Euch in diesem Sommer.

Unsere Verbindung wird übrigens in kürzester Zeit sein.

Armand.

2.

Also der 4. Februar fand die Preußische Verfassungsfrage in ein neues Stadium eingerückt.

Der König betrachtete die erlassenen Patente im Gegensatz zu Armands soeben entwickelten Ansichten als Ausfluß königlicher Machtvollkommenheit, als Gnadenact. Er hatte unlängst die Ankündigung seines Vorhabens dem Kaiser von Oesterreich in folgender Weise gemacht: „Je ne peux pas supporter de voir dimminuer l'amour de mon peuple“ — und diesen Gesichtspunkt Seiner Majestät festgehalten, ist's unzweifelhaft: daß er überzeugt war, seinem Volke gegeben und nicht genommen zu haben.

Ein tieferes Schweigen aber hat wohl nie geherrscht bei einem gleichwichtigen Ereigniß, — es war eine tonlose Stille, und wenn damals Korrespondenten der Allgemeinen Preußischen Zeitung in dem Mangel der Adressen, Illuminationen und sonstigen Demonstrationen eine zarte Aufmerksamkeit des Volkes für seinen König erblickten, der laute Freudenbezeugungen nicht liebe: so sind wir anderer

Ansicht. Wir meinen: „das Schweigen der Völker ist eine Lehre für die Könige;" wir meinen, jene Stille war die Stille der Enttäuschung, war die Schwüle, die grollenden Wettern vorausgeht.

Auch wurde erzählt, daß man bei Hofe jene spätere Ansicht der Allgemeinen Preußischen Zeitung keineswegs getheilt hatte, daß man höchlich verwundert war, Berlin am Abend des vierten Februar unerleuchtet zu sehen, daß einige vereinzelte Demonstrationen huldreich entgegen genommen wurden. Auch bemühte man sich, das, was ganz Deutschland nicht selbst erkannt, ihm verständlich zu machen, man bemühte sich, über die Wohlthaten des Patents den Blinden die Augen zu öffnen, und bei diesem ärztlichen Experiment herrschte vollkommene Preßfreiheit.

Wer übrigens zu jener Zeit irgendwie den Ereignissen nahe stand, irgendwie ein Herz hatte für seines Vaterlandes Geburtswehen — der wird noch in seinem späten Alter zu sagen wissen: erst von jenem unbeschreiblichen Niederschlag der Gemüther, die auf Königs-Liberalität gehofft hatten, dann von jenem stolzen Schwellen der Herzen im Vertrauen auf die Kraft der sogenannten Volksvertreter, von dem stürmischen,

wenn auch erstickten *), Jubelruf, mit dem die bekannte Schrift: „Annehmen oder Ablehnen“ empfangen wurde, die gleich Posaunenton dem Gefühl Aller Worte gab. Und wer jene Zeit erlebt, wird auch zu erzählen wissen von der fieberhaften Unruhe in den höchsten Regionen, unter sämmtlichen Regierungsorganen.

Ja es war eine *bedeutende* Zeit! und wenn sie nicht wurde, was sie werden konnte, eine *große*, eine weltumgestaltende Zeit — so ist das ein bitterer, nicht zu verwindender Schmerz; — auch könnte man's noch füglicher eine Schmach nennen — doch fort von jeder Reflexion zur nackten Schilderung, und da ist's nicht zu leugnen, damals, als die Winde bliesen, schien's, als wenn das Schiff frei seine Wimpel entfalten, seine Segel schwellen, seine Anker lösen wollte, um stolz und sicher den Ocean zu beherrschen. —

Die Berliner übrigens, in gewöhnlicher Uebersättigung, wendeten sich vom Mißvergügen zur Ironie;

---

*) Die Schrift wurde, wie bekannt, bei ihrem Erscheinen confiscirt, jede Erwähnung ihrer Existenz wurde unterdrückt, und nur die gute Presse kämpfte tapfer gegen den wehrlosen Feind, konnte ihn aber nicht verwunden.

einige gute Witze, einige neue Erfindungen, als Pfannkuchen ohne Füllung und deshalb Constitutionspfannkuchen genannt, einige Anekdoten, als z. B. der König habe einem prinzlichen Besuch, welcher Bänke und Sessel im neu eingerichteten Ständesaal sehr eng gefunden, erwiedert: „ich will auch nicht, daß sich die Leute breit machen,“ und dergleichen interessante Neuigkeiten entluden den Zorn der guten Berliner, stellten den Humor wieder her, so daß sie hinreichende Gemüthsruhe gewannen, dem Pomp der Landtagseröffnung wißbegierig entgegen zu sehen; und mit „richtigem Takt“ verstanden, die gold- und silberstrahlenden Livreen der wimmelnden Fürsten und Herrn zu kritisiren und gebührend zu bewundern, gegen die solch ein einfacher Volksvertreter erbärmlich abstach.

Damit wir aber nicht etwa die Schuld auf uns laden, den Eindruck jener Verfassungsveränderung einseitig zu schildern, wenden wir uns jetzt zu einem aristokratischen und noch mehr royalistischen Gemüth: dem Grafen Kleist; und hier allerdings finden wir Befriedigung.

3.

Am 4. morgens saß die Gräfin am Frühstückstisch; mit der Zeitung zugleich wurde ihr ein Brief ihres Sohnes gebracht, der wiederholt dem Mutterherzen von seinem unermeßlichen Glück erzählte. Die erquickliche Lectüre ward aber nicht beendet, da des Grafen Tritte vernehmbar wurden; der Brief wanderte bei Seite, und der Hausherr in stattlichem Sammetschlafrock, dergleichen Pantoffeln und seidner barettartiger Mütze trat gravitätisch ins Zimmer.

„Guten Morgen liebe Frau! wohl geschlafen?"

„Sehr wohl, mein Lieber! und Du auch?"

Ein gnädiges Nicken und ein behagliches Dehnen war die Antwort; der Hausherr nahm die gewohnte Sophaecke ein, ergriff die Pfeife und sagte mit einer gewissen Ungeduld: „bitte, den Kaffee, mein Kind!"

Die Gräfin beeilte sich, denselben zu kredenzen.

„Noch etwas Sahne! sei so gütig!" sagte der Graf kopfschüttelnd. Noch etwas Sahne ward dazu gegossen, und zu gleicher Zeit versuchte der Bediente, die Pfeife des gnädigen Herrn anzuzünden. „Geb er her," rief der Graf ärgerlich, „er versteht das nicht!"

Und zu seiner Frau gewendet fuhr er fort: „mir ist's unbegreiflich, daß Niemand versteht, eine Pfeife anzuzünden; — so gut, als Emmi es konnte, könnt's doch auch ein Anderer!"

Endlich war's Miß Grants freundlichem Versuche gelungen, den Fidibus in richtiger Art an die Pfeife zu halten, der Graf paffte, die Pfeife zündete, der Kaffee war weiß und süß genug, die Zeitung wurde vorgenommen.

Plötzlich entsank das Blatt den Händen, und die Pfeife entfiel dem gräflichen Munde — es war seine Lieblingspfeife mit Weichselrohr und köstlichem Meerschaumkopf; ich sage die Pfeife entfiel, zerbrach — und der Graf achtete das nicht! Er saß da mit offenem Munde und starrem Auge, und erst seiner Gemahlin erschreckter Ruf: „mein Himmel, was ist geschehen?" brachte ihn zur Besinnung.

„Wer hätte das gedacht!!" rief der Graf statt aller Antwort, „o wer hätte wohl gedacht, daß dieser klare Blick zu täuschen sei!!" —

Und mit tiefer Wehmuth reichte der bestürzte Mann seiner Gemahlin die Hand und sagte: „Meine Liebe! ja, ich erkenne es: auch die Erbweisheit der Könige

ist unvollkommen! Mein geliebter, mein bewunderter Monarch, der Stolz unseres Jahrhunderts, hat einen Fehltritt gethan auf der Bahn des Ruhmes, hat einen Juwel aus seiner Krone verloren!"

Die Gräfin hatte fünfunddreißig Jahr mit ihrem Ehegemahl gelebt, aber so bestürzt hatte sie ihn nie gesehen, es mußte etwas Ungeheures geschehen sein, und sie rief mit ängstlichem Tone: „aber um's Himmelswillen! was ist's denn? was ist geschehen?!"

Feierlich erwiderte der Gefragte: „Se. Majestät der König hat eine Constitution gegeben!" —

Ob das erschreckte Antlitz der Gräfin bei dieser Nachricht sich allzusehr aufhellte, ob sie zu hastig, zu erfreut nach der Zeitung griff, wissen wir nicht, — genug, der Graf entriß recht unhöflich das Blatt ihren Händen, stampfte mit dem Fuße und rief: „Nein! nein! nein! sage ich! jetzt nicht lesen! Erst muß ich mich erholen!" —

Es dauerte einige Zeit, ehe der gute alte Herr sich erholt hatte; einige Tassen Kaffee und das ernste Antlitz, die niedergeschlagenen Augen seiner Gemahlin thaten das Ihre. Eine neue Pfeife aber wurde nicht

angezündet; denn der Graf rauchte nur, wenn er vergnügt war.

Endlich wurde die Lektüre des Patents — in ihrem Anfang unterbrochen — von Neuem vorgenommen. Mißvergnügt und niedergeschlagen war des Grafen Gesicht. Bei der Stelle im Eingang des Patents, wo es heißt: „Daß die Rechte und die Macht der Krone unversehrt dem Nachfolger übergeben werden sollen und den Ständen diejenige Wirksamkeit zu verleihen sei, welche im Einklang mit jenen Rechten" — bei dieser Stelle hielt der alte Herr inne und sagte seufzend: „wie sollte das möglich sein! — ja! — ja! — ja! — das ist eine Täuschung! — Nach einer Pause las er weiter. Später entschlüpfte ihm ein überraschtes: so! so!" — noch später ein: „recht gut!" — sehr, sehr wohl!" — Darauf ein erheitertes Gesicht, — und zuletzt umarmte der enthusiastische Royalist zärtlich seine Gemahlin und rief mit zum Himmel erhobenem Blick: „Gottlob! Gottlob! — Möge der huldreiche Monarch verzeihen, daß ich seine Weisheit mißkannte! Die Gesetze sind unübertrefflich!" —

4.

Einige Auszüge aus damaligen Correspondenzen zwischen Armand und seinem Freunde mögen hier eine Stelle finden:

Osten an Armand.

Marienstein, im Febr. 1847.

Geliebter Freund!

Was Deinen Geschmack anbetrifft hinsichtlich der Wahl Deiner Lebensgefährtin, so ist er unübertrefflich. Deine Braut ist das reizendste Wesen, was mir je vorgekommen, und einige Bewunderung meinerseits mußt Du und muß sich meine Auguste schon gefallen lassen.

Wenn ich mir erlaubte, Dich als Freund auf die schweren Opfer aufmerksam zu machen, die Du im Begriff warst, Deiner Liebe zu bringen, so habe ich doch jetzt, nachdem Du den Schritt dennoch gethan, die Ueberzeugung, daß er zu Deinem Glücke nothwendig war. Möge Dir dessen recht, recht viel zu Theil werden, mein alter, geliebter Freund.

Uebrigens, als Sache für sich, ist's mir erfreulich, fortan eine so liebenswürdige Royalistin an Deiner

Seite lebend zu wissen, die Dich mit der Zeit wohl etwas bekehren wird. Mich dünkt, Du gehst in Deinen Annahmen über die Gesichtspunkte, die von Oben herab unsere Zustände leiten, denn doch etwas zu weit: und bei Dir, der durch Mäßigung, wenn gleich Entschiedenheit in jedem seiner Urtheile sich von jeher ausgezeichnet, würde mir das doppelt leid thun.

Was übrigens die neuen Verfassungsgesetze anbetrifft, so bin ich über sie natürlich im Wesentlichen ganz Deiner Meinung, halte es aber für politisch gerechtfertigt und wünschenswerth, daß jeder Streit über Competenzerklärung der Deputirten wegfalle — wir könnten sonst zu hannöverischen Minoritätswahlen gelangen — und daß man später in einer Adresse, also auf dem Wege der Petition unsere Rechte zu wahren suche. Nächstens schreibe ich darüber ausführlich und theile nur heut noch mit, daß unsere preußischen Deputirten fast einstimmig zur Incompetenzerklärung neigen, was von Männern, wie der alte Brünneck, Dohnas und Anderen viel sagen will.

Also, wie gesagt, auch nach meiner Ansicht haben jene ständischen Gesetze an sich uns keinen politischen Fortschritt gewährt; darum aber wollen wir doch nicht

undankbar sein für die wesentlichen Verbesserungen seit der Regierung unseres Königs.

In materieller Beziehung weise ich z. B. auf die trefflichen Eisenbahngesetze, die Posterleichterungen, die Handelsgerichte, auf die kürzliche Steuerherabsetzung hin, in geistiger auf den Aufschwung der Presse, auf das vortreffliche Gesetz vom 17. Juli: die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und eine Richterjury betreffend; und ich dächte, gerade dies Gesetz müßte Dich ausnehmend befriedigen.

Wenn ich dies Alles erwäge, und ferner Deinen Gerechtigkeitssinn erwäge, so darf ich wohl Deine Anklage, daß ein despotisches Princip der Regierung Sr. Majestät zum Grunde liege, als den Ausspruch eines gereizten Augenblicks hinnehmen, nicht wahr, lieber Freund?

Es verbreitet sich hier das Gerücht, der König von H. werde den trefflichen und unglücklichen Schöffen endlich begnadigen; möge sich das bestätigen. Meine Frau hat von jeher viel Sympathien gehegt für das Geschick dieses Mannes, um wie viel mehr jetzt, wo dessen Glück so nah mit dem Deinen verbunden ist.

Deiner liebenswürdigen Gemahlin — denn das ist sie jetzt wohl, wie mich Nachrichten von Hause vermuthen lassen — empfiehl uns auf's Allerherzlichste und sage ihr, daß ihr alter Verehrer dem Sommer diesmal mit ganz besonderer Ungeduld entgegenharrt. Meine Jungen grüßen.

Osten.

Zwölftes Kapitel.

1.

Armand an Osten.

Magdeburg, 22. Febr. 1847.

Du irrst Dich, lieber Freund, wenn Du mich schon verheirathet wähnst; dieser fatale Landtag hat mich nebenbei um einige Wochen des Glücks gebracht. Was wegen meines früher nothwendigen Abgangs nach Koblenz in aller Eile geschehen sollte: nämlich Einrichtungen zu unserer Häuslichkeit, dazu verlangen die Frauen jetzt Muße; ich habe statt vier Wochen nun das Doppelte dazu gestatten müssen. Ueberdies gehe ich morgen nach dem Rhein, um dort gemeinschaftlich mit den übrigen Deputirten die nöthigen Schritte bei der Landtagseröffnung zu berathen.

Mitte März kehre ich zurück, am vierundzwanzigsten soll unsere Hochzeit sein, da magst Du unserer gedenken.

Und nun zu Deinem Briefe, der mir, nimm's nicht übel, höchst wunderlich vorgekommen ist. Wärst Du ein Gefühlsmensch, so wollt ich Dein gutherziges Gefallen daran begreifen, daß da, wo Du's zufällig siehst, dem Darbenden ein Groschen gereicht wird, während dort, wo Dir's zufällig nicht beliebte, den Blick hinzuwenden — Du's aber doch weißt — von derselben Hand die Thaler vergeudet werden.

Aber Du bist kein Gefühlsmensch, und so weiß ich nur Eine Erklärung für Dein Verhalten. Aus lauter Pietät für hergebrachte Zustände und auch aus Bequemlichkeitsliebe: um nicht in Zwiespalt mit Dir selber zu gerathen, hast Du, wie viele Andere, Dich gewöhnt, das Gute dankbar, das Böse als nicht vorhanden zu erkennen, oder doch fügsam hinzunehmen.

Laß Dir übrigens sagen: Du bist lauer geworden, als Du ehedem warst. Frau, Kinder, Schlafrock und Pantoffeln, Landleben, Jagd und Oekonomie mögen das Ihrige dazu gethan haben. Wach auf! Osten, und verbirg Dich nicht weiter hinter so erbärmlicher Sophistik, die Deinem geraden Charakter

widerspricht, wie Du's in Deinem Rath an die Deputirten thust, daß sie ihr Recht lassen sollen aus scheinbarer Politik, um auf Umwegen zu wandeln und von Gnaden zu leben.

Auf Deine Bemerkungen über die Fortschritte unter jetziger Regierung muß ich Dir doch Einiges erwidern.

Ehe ich jedoch dabei auf Einzelnes eingehe, schicke ich voraus, daß ich Deine Annahme, ich hätte Dir neulich in gereiztem Augenblick meine Ansichten ausgesprochen, als völlig unhaltbar zurückweise. Wenn ich gereizt bin, schweige ich; das, dächt ich, kenntest Du an mir. Aber abgesehen davon, so hat eine auf entsprechende Thatsachen gestützte, von diesen immer neu befestigte Ansicht ihren Grund nicht in zufälliger Stimmung, und tiefe Indignation oder unverhüllte Wahrheit sind denn doch wohl von Gereiztheit gründlich zu unterscheiden.

Sieh, lieber Freund, nackte Wahrheit hat jederzeit übel geklungen! und wehe dem, der ihren Maßstab an die Gegenwart und an die Macht legte. Wer z. B. vor achtzig Jahren aussprach, worüber heut nur Eine Stimme: der Kurfürst von Hessen, welcher die Jugend

seines Landes gleich Viehheerden verhandelte, sei ein Menschenschlächter, ein Seelenverkäufer, der hätte Freiheit und Leben verwirkt. Mirabeau, der Einzige, den glühende Menschenliebe zu diesem Worte trieb, war nicht in des Peinigers Gewalt, man mußte sich begnügen, ihn mit Koth zu bewerfen.

Wie damals, so auch jetzt. Die Uebel in unseren Zuständen werden heute anders hervortreten, als vordem; denn Dasselbe wiederholt sich nicht auf Erden; aber der Grund zu diesen Uebeln möchte viel inniger stimmen zum Grunde jener Uebel, als man's gemeiniglich annimmt. Und nenne ich nun diesen Grund ungescheut: dann wehe mir! Sage ich z. B.: dieselbe Despotie ließ den Kurfürst von Hessen die Blüthe seines Volkes gleich Viehheerden zur Schlachtbank treiben, die den König von Preußen heut meinen läßt, allem angebornen Rechtsgefühl zum Trotz, die heiligsten Verträge einseitig aufheben, feierlich verbriefte Rechte seines Volkes mit einem Federstrich vernichten zu können; sage ich das: was wird dies anders sein, als Majestätsbeleidigung? Und Majestätsbeleidigung ist das Schreckbild, durch das man in einem Lande, wo der unumschränkte Herrscher alle Gesetze schafft,

die Berührung gerade der schmerzlichsten durch diese Gesetze geschlagenen Wunden unmöglich oder gefährlich macht. Wie aber Mirabeau damals den Maßstab der Wahrheit an die Gegenwart legte, so ich jetzt.

Ich behaupte: der König von Preußen ist ein Despot; denn er behandelt namentlich durch jene erlassenen Patente das preußische Volk wie eine rechtlose Masse, deren Recht willkürlich aufgehoben werden kann, der Recht **ist**, was er ihr als Recht **giebt**, und die dieses Recht, was Er giebt, aus Gnaden erhält.

Freilich könnte ich hier sagen: das Volk, welches Despotie duldet, verdient sie! und ich könnt's heute mit leichterem Herzen, als irgend wann; denn ich hoffe, das preußische Volk wird sie nicht dulden; — aber in des Menschen Brust wurzelt eine so unerschöpfliche Langmuth, die nicht blos knechtischer Gesinnung, sondern dem Urquell der Güte entströmt: daß ich jenes gerechte Urtheil zu fällen mich scheue.

Nun aber zu Positivem.

Du freust Dich unserer trefflichen Eisenbahngesetze. Ja, wir haben treffliche Eisenbahnen! Wer hat sie gebaut? Des Volkes Intelligenz. — Soll ich

sagen: „Der Staat war so gütig, seine Erlaubniß dazu zu geben, so füge ich auch hinzu: „Für seine Armeen wird dies nicht unangenehm sein."

Hierbei bemerke ich, daß dem allgemeinen Landtag die Vorlage zu einer Anleihe kommen soll, um Seitens des Staates die ost-preußische Eisenbahn in Bau nehmen zu können; und daß die Allgemeine Preußische Zeitung in ihrer Naivetät uns muthmaßlich den eigentlichen Anlaß zu unseren Verfassungsgesetzen kürzlich mitgetheilt hat, indem sie angiebt: der Staat sei bis dahin creditlos gewesen.

Du rühmst die Herabsetzung unseres Posttarifs. — Rühmst Du den Wucherer, der statt zwanzig Procent fortan nur neunzehn nimmt? Ich nicht. Und ich habe doch wahrhaftig kein Recht, den Staat geringschätziger zu behandeln, als der Geringsten einen! — Wenn wir für unsere Briefe einige Pfennige bezahlen werden, wie z. B. in England, dann rühme ich unsere Posterleichterungen.

Unserer Handelsgerichte habe ich mich mit Dir gefreut. Wenn eine Wechselordnung sie auch praktisch wirksam machen wird, so wird's vortrefflich sein.

Deine Dankbarkeit hinsichtlich der stattgehabten

Steuerverminderng theile ich keinerweise. Das Volk ward vor drei Jahrzehnten wegen ungeheurer Kriegscontribution mit Steuern blutig überlastet. Die Arbeit, der Handel, der Wandel, das Feld, die Eingeweide der Erde, das Kleid am Leibe, der Bissen im Munde, das Salz auf dem Brod, — Alles ist versteuert. Wir haben mehr als dreißigjährigen Frieden, und das Volk hungert. Um armselige zwei Millionen ward die Steuer vermindert, und trotz dessen sind nach dreißigjährigem Frieden unsere Schulden im Wesentlichen dieselben geblieben, ja man spricht von neuen Anleihen.

Ist's nach diesen Resultaten an der Zeit, unsere Steuerverhältnisse zu bewundern? Oder wohl gar unser Budget? Unsere Einkünfte belaufen sich auf sechzig Millionen. Sechsundzwanzig Millonen consumirt im tiefen dreißigjährigen Frieden das Militair, einige hunderttausend Thaler werden auf Volksbildung gewendet, „Millionen auf Zuchthäuser", Millionen auf Gefängnisse, Millionen auf Censur und Polizei, — auch die geheime Polizei consumirt ein gut Theil. Nein, ich bin kein Bewunderer unserer Finanzverwaltung!

Du sprichst von dem Aufschwunge der Presse. Wo die Wahrheit sagen, Thatsachen aufdecken, unerlaubt oder strafbar ist, da rede ich weniger von einem Aufschwung der Presse, als von der Depravirung der menschlichen Natur durch den Druck der Presse. — — Mein Gott! mein Gott! wie ist es möglich, daß ein edler Mensch, daß unser König — ich bleibe dabei, eine der begabtesten Naturen — den Mann nicht zu schätzen weiß, der ihn mit Ueberzeugung schonungslos tadelt, und den ertragen kann, welcher ihn ungemessen und deshalb unwürdig lobt? Sieh, Osten, ich liebe den König! — Ich habe kein Vertrauen mehr zu ihm, und doch ist's eine unabweisliche Neigung, die mich zu ihm zieht. Ich dachte oft: könnt ich mit Engelszungen reden, ich riefe ihn zurück aus den Irrgängen, in die ihn Erziehung, Herrschsucht, Speichellecker, in die ihn die tausend Feinde der Könige gebracht; riefe ihn zurück zu sich selber und zu dem Genius Preußens. So dacht ich! — Doch weiter.

In Deiner Aufzählung der neuen Vortrefflichkeiten nimmt offenbar das Gesetz vom 17. Juli den obersten Platz ein. Wie ein Feldherr sein bestes Ge-

schütz zum Hauptangriff spart und zuerst den Feind mit leichtem Gewehrfeuer herauslockt: so Du mit Deinem Dreißigpfünder vom 17. Juli.

Dieser scheinbare Dreißigpfünder aber, lieber Freund, ist inwendig hohl. Er hat eine gleißnerische Hülle, die der Rost bald tüchtig anfressen wird.

Ich begnüge mich, in Bezug auf das Gesetz vom 17. Juli, Dir einfach einige Punkte zur Ueberlegung anheim zu geben:

Wir hatten bis zum 29. März 1844 einen unabhängigen Richterstand, und der preußische Richter war seiner Ehrenhaftigkeit wegen allbekannt. Etwa weil der Preuße überhaupt so eminent gesinnungsfest ist? Oder weil der Richter nach dem Sprichwort: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, die Gerechtigkeit mitbekommt vor andern Menschenkindern? — Die Sache verhielt sich einfacher: Unabhängigkeit schützte den Richter vor Versuchung.

Heut ist das anders. Heut haben wir nach Willkür versetzbare, ohne Urtelsspruch absetzbare Richter. Und das gloriose Gesetz vom 17. Juli hat diesen nach Willkür versetzbaren, ohne Urtelsspruch absetzbaren Richtern — merke also, diesen von der Regierung ab-

hängigen Personen — die Macht gegeben, fortan lediglich nach ihrem Gewissen zu urtheilen, statt wie bisher nach Beweisen.

Bei Diebstahl, Mord, Betrug und derlei gemeinen Verbrechen wird das wenig zu sagen haben. Jedoch bei allen politischen Tendenzprozessen, insbesondere auch bei allen Preßvergehen — wo also der Staat Partei ist — der Staat, von dem der Richter abhängt, möchte das Gewissen dieses letzteren oft arg in die Klemme kommen.

Volksgeschworene und abhängige Richterjury, welcher Unterschied! Nur der Unsinn vermöchte sie in kategorischen Zusammenhang zu bringen. Volksjury alleinig wahre Garantie für Gerechtigkeit! abhängige Richterjury garantielos!

Da heißt's denn: „aber die gewährte Oeffentlichkeit schützt mindestens!"

Es ist abgeschmackt, von Oeffentlichkeit reden — die bis jetzt ohnehin nur theilweise gestattet ist — wo in jedem einzelnen Falle, und sicherlich dem kitzlichsten, die Oeffentlichkeit beliebig ausgeschlossen werden kann. Ueberdies: in einem Lande, wo Censur sanktionirt, ist Oeffentlichkeit eine Lüge.

Es ließe sich viel, sehr viel noch über diesen Gegenstand sagen, aber ich schließe ihn mit der Frage: in welchem Zusammenhang stehen das Gesetz vom 29. März und das vom 17. Juli? Das eine, welches den Richter vom Staat abhängig macht, das andere, welches die Macht des Richters über das Volk vergrößert? Nun! ich frage Dich, in welchem Zusammenhang?

Du siehst, Deine Lobpreisung der jetzigen Regierung kann unter so bewandten Umständen auf mich keinen Eindruck machen. Eindruck aber macht's auf mich, wenn die schlesischen Weber, die kein Hemd auf dem Leibe haben, und denen man zugerufen: „habt Ihr kein Brod, so freßt Gras," die Geduld verlieren und dafür mit Kugeln bewillkommt, später durch Urtel und Recht dafür, daß sie nicht verhungern wollten, mit Peitschenhieben und Zuchthaus bestraft werden.

Du sagst: „sie haben Gewalt gebraucht, d'rum straft sie die Gewalt." Gut; weiter!

Eindruck macht's auf mich, daß, wie anderer Orten, so namentlich in Oberschlesien, wo seit drei Jahren die Ernten mißrathen, die Menschen verhungern. Sie suchen nicht, wie jene Frechen, sich mit Gewalt

Brod zu schaffen, schweigend siechen sie hin, Mark und Bein vertrocknen ihnen, sie sind geduldig und — fressen Gras.

Wenn nun jene Weber für ihre Ungeduld vom Staate bestraft werden, so wird zweifelsohne derselbe für diese Geduldigen sorgen. O nein. — Keine Hand regte sich seit drei Jahren, als die Privatwohlthätigkeit.

Bei dem gänzlichen Ausbleiben der Staatshülfe hier, die weder Brod noch Arbeit schafft, sondern das Elend mit Schweigen zudeckt — bei jener Strafe dort sollte man denken, es sei die verdammte Schuldigkeit getreuer Unterthanen: klaglos zu sterben.

Wir wollen sehen, wie's 1848 in Oberschlesien aussehen wird.

Das Princip „hungern lassen", geht aber auch durch andere Kreise unserer Verwaltung, und meines Erachtens hat es sich nie gemeiner ausgesprochen, als durch justizministerielles Rescript: „so lange sich Assessoren finden, die unbesoldet arbeiten, so lange ist kein Grund vorhanden, sie zu remuneriren." Man vergesse nicht, daß ein Gerichtsassessor in Preußen seine drei Examen, die ihn zu den höchsten Aemtern quali-

ficiren, hinter sich hat; daß er seine beste Jugendkraft d'ran gewendet, lange Jahre ohne Besoldung gearbeitet hat, — und daß seine Manneskraft nun wörtlich am Hungertuche nagt, falls er nicht von seinem Vermögen zehren kann, oder noch als Dreißig-, Fünfunddreißigjähriger von einem alten Vater unterhalten wird.

Wären die Aemter Ehrenämter, so wär's gut; — da sie's aber nicht sind, so ist's unehrenvoll, wenn der Staat sich mit den Kräften und dem Privatvermögen seiner Beamten beschenken läßt.

Es ist zu verwundern, daß die gemeinsame Berathung dreier Justizminister, die, beiläufig bemerkt, in jährlichem Rentenbesitz von 36,000 Thalern, noch nicht zu dem gerechten Schlusse geführt hat, der im Volksmunde heißt:

„Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth."

Doch wir wollen zu einem anderen Gesichtspunkt übergehen.

Obgleich im Innern des Staates in materieller und geistiger Beziehung arge Mängel, — unseren Armeen

und angestammten Kronprärogativen zu Liebe — so nimmt Preußen vielleicht nach Außen eine imposante Stellung ein?

Daß ich nicht wüßte.

Um die Sympathien des übrigen Deutschland bringt es sich, je absolutistischer seine Principien sind, von denen unter andern Itzsteins und Heckers Ausweisung ein pikantes Exempel gab. — Krakau's Fall an die Oesterreicher bei rücksichtsloser Verletzung aller preußischen materiellen Interessen spricht nicht für unsere Autorität. — Nicht minder die miserable Mißhandlung unserer Auswanderer unter fremder Flagge und die ohnmächtigen Bemühungen unserer Konsuln, dieselben in ihrem Rechte zu schützen. — Das kleine Dänemark maltraitirt durch seine Sundzölle. — Unsere Handelsverbindungen sind gänzlich vernachlässigt, und die entsetzliche Verarmung der Ostseeprovinzen durch die dortige Grenzsperre klagt unsere Staatsohnmacht oder unsere Thatlosigkeit bitter an.

Kurz! die Sache in Eins gefaßt: ein Staat kann nur insoweit blühen, als seine Staatsform dem geistigen Standpunkt seiner Bürger genug thut. Und

wenn das berüchtigte Wort „Radicalismus“ so viel bei Euch heißt: als „das Uebel mit der Wurzel ausrotten,“ so bin ich von ganzem Herzen und mit vollster Freude radical. Despotie ist das Uebel. Unserer heutigen Entwickelung genügen nur zwei Staatsformen: die Republik oder die constitutionelle Monarchie. Und in Deutschland gedeiht diese letztere am naturgemäßesten; man bedenke es wohl — sonst könnte auf blutgetränktem Boden die erstere erblühn! — Man putze nicht mit verbrauchten Flittern ein Puppenspiel auf, wie jene Patente es thun, sondern man gebe frei, treu und wahr uns unser Recht. Man gebe eine Volksrepräsentation. Alle Kräfte seien vertreten, damit alle Kräfte zum Leben kommen können. Die junge Volkskraft stärke unseres Königs Arm, erhelle sein Auge, stähle seinen Thatenmuth zu energischen Unternehmungen.

Der Augenblick der Verwirklichung unserer Hoffnung, der günstige ist gekommen. Was der König versäumt, das mache das Volk wieder gut!

Ich gehe, wie gesagt, jetzt nach dem Rheine zu gemeinsamer Berathung. Unsere größte, unsere unter den Umständen allein zulässige That ist die feierliche

Erklärung: wir protestiren gegen das Patent; denn es verletzt unsere Rechte.

Daß es geschieht, das gebe Gott! — Leb wohl, Osten.

Armand.

———

Dreizehntes Kapitel.

1.

Emmi an Armand.

25. Februar 1847.

Mein Geliebter!

Da sitz ich und schließe diese schönen, einzig schönen Wochen immer neu in mein Herz! Es war so schön, daß ich dachte, es müsse ewig so bleiben. Ich begreife auch nicht, wie's ein Ende haben konnte mit unserem seligen Beieinander, — und ich fasse es ganz und gar nicht, wie ichs anstellen werde, drei Wochen ohne Dich zu leben. Es sind zweiundzwanzig lange Tage, bis Du wiederkommst! (jetzt sind's nur noch zwanzig) — o, ich habe auch die Stunden und Minuten gezählt!

Aber zum Traurigsein komme ich ganz und gar nicht. Denn ich meine, ich bin das glückseligste Geschöpf unter der Sonne! Nun bist Du freilich jetzt nicht da, aber in mir bist Du! Ich hab so recht meine Freude d'ran, Dich anzuschauen, wie Du in mir thronst; und ich denke dann: giebt's wohl etwas Majestätischeres, als seine Stirn, seine stolze, prächtige! — Nein, sag' ich: sein Auge ist mir lieber! Dann durchleb ich's, wie Deine Blicke strahlen, wenn Vaterlandshoffnungen Dein Herz schwellen, — dann mit einem Mal wird Dein Auge streng, finster, ja unerbittlich! — Weißt Du, es war, wenn Du der Lüge den Putz abstreiftest, — aber zuletzt, Armand, da siehst Du so zärtlich, so liebedurchdrungen in mich hinein, wie damals, als Du mich aus meiner Ohnmacht wecktest. —

So treib' ich's nun zwei Tage, so fang' ich an, so hör' ich auf, aber zuletzt denk' ich: nein, das Liebste ist mir sein Herz und Geist, die sind das Schönste! Und es giebt nichts Herrlicheres, als an des Geliebten Geist sich zu erfreun! —

26. Februar.

Ach, Armand, als ich gestern so selig Dein gedachte, da überraschte mich wieder der Kummer um meinen Vater. Ihm ist das Haar gebleicht vor dem Alter! und seine eichenfeste Gestalt ist zusamengebrochen, das sagt mir mein Herz! — Wie hättest Du, mein Vater, wohl gedeihen können, ohne Licht, Luft und Himmelsblau, Du, den's bedrückte, wenn Nebel die Sonne einhüllten! — Und hast Dein Kind, Dein einzig Kind, sechs lange Jahre nicht gesehen! Wußtest nichts von seinem Gram, außer dem um Dich, weißt nichts von seinem unermeßlichen Glück!

Ich that's aus Schonung, Geliebter, daß ich die wenigen Blätter, die bis zu ihm drangen, nicht mit meiner Herzensangst verdüsterte — und jetzt, seit ich selig bin — ich will's Dir nur gestehen, ich meine immer, mein Vater muß eintreten in mein Zimmer, muß nun frei werden, ich denk', es ist gar nicht anders möglich, als daß seine Leidenszeit nun zu Ende ist! — Der Prinz hat Dir's doch versprochen, und meine Seele hängt sich an dies Versprechen, — und am 22., an unserem Hochzeittag, ist mein Vater auch bei uns, das sagt mir mein Genius.

Sorge aber nicht, Geliebter: „das arme Kind vertieft sich in den Traum und wird schrecklich erwachen!“ Ach, laß mir den Traum und überlaß mir das Erwachen! Ich werde mich schon selbst herausretten. Ich will Dir keine Sorge sein, keine Fessel — und kein Geistesdruck sei Dir um meinetwillen. Du hast Kraft und ich auch! und wir lieben uns, da haben wir doppelte Kraft! Nicht wahr, so ist's?

Gestern vertiefte ich mich in Gedanken des Wiedersehens, hielt meinen besten Vater schon in den Armen. Und da begegnete mir das Traurigste. Ich wollte mich an seinem lieben Gesicht so recht aus Herzensgrund ergötzen, das kann man; denn all seine Züge athmen Lebensluft. Und wie er da im Geiste vor mir steht, da überläuft mich's kalt, — ach, denk' ich, das ist er ja nicht mehr, das war er vor langen, langen Jahren, ehe der Moderdunst sein Antlitz gebleicht — — — und da klang's schreckend in meine Seele: Dein Vater ist Greis. Und ich konnt's nicht los werden, und es klang mir immer bitterer.

Aber wenn man leben will, so muß man sich erlösen von solcher Qual, — — und ich that's — und weißt Du, wie mir's gelang? Nicht durch

Gedanken an unser Liebesglück! — — o nein, Armand! ich hatte nicht das Herz, mich abzuwenden von der Greisesgestalt meines Vaters, um mich in den Himmel zu versenken. Sondern ich dachte: was ich ihm nicht kann — sein Herz erleichtern, seine Leiden stillen, das werd' ich einem Andern, und ging hin zu der Professorin Jordan und hatte mir unterwegs vorgenommen: heut' laß ich mich nicht abweisen! wie's uns Beiden ergangen — und will schon Mittel finden, zu ihr zu gelangen.

Wie ich hinkomme, ist die Thür nicht wie sonst verschlossen, und so tret ich in das Häuschen und gehe leise die Treppe hinauf, und links lehnt die Küchenthür nur an, ich thue einen Blick hinein, und Alles ist so sauber und einladend; aber kein Mensch ist d'rin, und so geh ich an die andere Thür und lausche, ob sich da etwas regt. Da ruft ein helles Stimmchen: „ach Muttchen, liebes Muttchen, erzähl' mir ein Märchen!“ Nun konnt' ich die Antwort nicht vernehmen, dann aber sagt dasselbe Stimmchen, aber als wenn's ungeduldig wäre: „so wollt' ich, eine Fee stieg herunter und erzählte mir!“ Denk' ich: „die Fee willst Du sein,“ und ich klopf' an die Thür — — — da merk'

ich, die Alte, die uns schon zweimal fortgeschickt, kommt die Treppe herauf und ruft: „wer ist denn da? Madame ist nicht zu sprechen?“ Ei, denk' ich, was kümmert's mich, und ich klopfe wieder, diesmal recht vernehmlich — und da öffnet sich die Thür — kurz und ich habe Einlaß gefunden.

Ich bin ganz heimisch da geworden, — der Annchen erzählt' ich Märchen, die liegt zu Bett, hat's Scharlachfieber gehabt und war sehr, sehr krank, ist abgezehrt, — aber nun geht's wieder, da verlangt sie nach Unterhaltung. Bin ich da nicht gerad zurecht gekommen?

Und die Mutter ist sehr erschöpft von Nachtwachen und bittren Aengsten, — und ist selbst so krank, daß einem das Herz blutet, aber sie will's nicht Wort haben, daß es so ist. Die liegt nun auf dem Sopha, und ich pflege das Kind.

Auch Klavier mußt ich spielen, dacht ich: ein Stück spielst Du für die Mutter und eins für's Kind, so wechselte ich ab. — Das Hänschen — er ist ein großer Mensch geworden — hat mich nach Haus gebracht, wir haben's ausgemacht, alle Tage komme ich hin.

Und nun lebe wohl für heute, mein Geliebter!
Deine getreuste, Deine allerliebendste

Emmi.

Eins wollt ich noch sagen! Du meintest neulich: „der Hardenthal liebt Dich über Alles, wollte Alles verlassen Deinetwillen, das kann ich nicht.“ — Ei was! ich will auch nicht so geliebt sein. Deine erste Geliebte sei das Vaterland, und dann komm ich. Damit bin ich zufrieden, und anders möcht ich's nicht.

2.

Ein ander Mal, zehn bis zwölf Tage darauf, schrieb Emmi:

Ich kehre so eben von Jordans heim, ich bin ganz erschüttert! Sie haben Sorgen, sie sind arm! Höre, was heut geschah.

Ich komme hin wie gewöhnlich, da sieht mir Alles so wehmüthig aus. Das Annchen schien verweint, und Frau Jordans Stimme war noch sanfter als sonst, ihr Wesen noch stiller. Da rede ich ihr zu, etwas zu ruhen; denn ihre Blässe erschreckte mich. Ach, denk

ich, sie haben traurige Nachricht, die Armen! und ich sann und sann, womit ich sie erheitern könnte. Der Hans, der kam auch nach Haus, da spielt' ich mit den Kindern, daß die Kleine ihre Thränen fortlächelte, und das liebe Gesichtchen bekam ordentlich wieder einen Schimmer von Gesundheit — ich konnte mich nicht satt an den Kindern sehen, so gut und lieb und so reichen Geistes sind sie. Wie ich an dem Bettchen sitz' und wir spielen, so gukt die Sonne noch einmal so recht lichthell in's Fensterchen, als wollte sie sagen: „adieu für heut!" Und dem Annchen mußt's auch so erscheinen; denn sie ruft: „Gute Nacht, Sonne! komm aber morgen recht warm wieder, und alle Tage wärmer; denn ich habe Eile, will bald in die Luft!"

„Weißt Du, Emmi," sagt der Hans — denn er nennt mich Du — „warum die Annchen solche Eile hat? Frag ich: „warum?"

„Nun, weil sie mit Dir noch in's Freie will, und Du verläßt uns ja bald!" und der Ton von dem Jungen klang ordentlich weich. Und wie die Kleine da sich zärtlich an mich schmiegt, so fühl ich mich mit Einem Mal umfaßt, und wie ich mich umseh, so ist's

die Frau Jordan, die hatte uns zugehört. Sie sagt: „mein liebes Herz! ich danke Ihnen! — — Vergessen Sie meine Kinder nicht!“ Und beugt sich nieder und küßt mich. Da fühlte ich ihre Thränen heiß auf meiner Wange.

Armand! wir werden die Kinder nicht vergessen, nicht Du, nicht ich! Das weiß ich. Doch höre weiter.

Ich hatte die Frau noch nicht weinen sehn, da ergriff's mich doppelt, — und sie war trostbedürftig; denn ich merkt's, sie dachte, daß sie sterben könnte, und was dann aus den Kindern würde. Ich habe sie getröstet, wie ein Mensch es den andern vermag; und wie ihr Antlitz wieder das Ebenmaß von sonst gewonnen, so dacht ich, Du willst eins von den Liedern spielen von Mendelssohn, die ohne Worte so deutlich reden, — das, was sie so liebt, und stehe auf, geh' in's Nebenzimmer — und wie ich hineintrete, so ist der Platz leer, wo sonst das Klavier gestanden, und ich erschrecke; denn mich durchfuhr's — — und wie ich mich umwende, so steht die Frau Jordan da, leichenbleich — sieht mich an und lächelt schmerzlich. — Und wir verstanden uns.

Dann sagte sie: „meine Liebe, das ist nicht schwer! Schwer ist's nur, wenn Geliebte entbehren, und man kann nicht helfen."

Ich aber hielt's nicht lange aus und ging bald fort und habe unterwegs mich ausgeweint.

O wär ich doch Deinem Rathe gefolgt und hätte das Geld, was Du mir gegeben, längst, längst hingeschickt! Du hattest Dir's so schön ausgedacht. Sie mußt's ja glauben, es seien wirklich noch Honorarrückstände für ihren Mann! Aber Du weißt's! ich meinte, dazu hätte man kein Recht; denn daß sie unglücklich sei, das gäbe Dir kein Recht, sie zu beschenken, und mein Blut empörte sich dagegen, daß das einem Fremden hätte einfallen können, mir so zu nahen — und all die Tage, wenn die saubere Anmuth des Hauses und der milde Stolz der geliebten Frau mich überglänzte, so war ich froh und dachte: „ich habe doch recht gehabt!"

Aber heut bin ich ganz zerschmettert! Den Schmerz hab' ich ihnen angethan, und Du wolltest ihn ihnen ersparen! — und mich betrübt's so, daß ich noch ein paar Tage warten muß zu Deiner Sendung, um ihr Mißtrauen nicht zu erregen!

Aber ein Klavier müssen sie wieder haben, nicht wahr, Geliebter? — und ich fürchte nicht, daß Du sagst: „süßes Kind, dazu sind wir zu arm" — so wie damals in jener seligen Stunde!

In acht Tagen kommst Du wieder: Denke! denke! dann giebt's keine Trennung!

Emmi.

Vierzehntes Kapitel.

1.

Es mochte am 12. März sein. Sonnenblicke erhellten die grauen Kerkermauern ein wenig. Jordan saß in seiner Zelle und schrieb. Gedanken mußten ihm zuströmen; denn die Feder überflog das Papier. — Da ließen sich ungewöhnlich rasche Tritte vernehmen, die Kerkerthür rasselte auf, der unbeholfene, sonst so saumselige Wärter stürzte in's Zimmer, ergriff die Papiere: „Um Gotteswillen, der Herr Inspektor! Geben Sie her!" Und mit bewundernswerther Geschicklichkeit schob der alte Mann die Manuscripte in seine — wir dürfen nicht verhehlen, sehr unreinlichen — Rockärmel.

Von draußen ließ sich eine Stimme — eine sehr widerwärtige vernehmen: „Prager! Bursche! wo bleibt Er denn?"

Pragers schon gewöhnlich nicht allzuzarte Röthe gewann eine noch grellere Schattirung, und der Angstschweiß auf seiner Stirn machte sich ungefähr wie einige etwas voll gerathene Thautropfen auf einer Päonie. Er schob seine ungeschickte Gestalt zurück auf den Korridor und stotterte mit tiefen Bücklingen zu dem inzwischen herbeigekommenen rothen Adlerorden vierter Klasse: „Was befehlen der gestrenge Herr Inspektor?“

„Er Schlingel!“ schrie dieser, „ich glaube gar, Er conversirt hier! Hab's Ihm ja streng verboten. Und in die verdammte Schnapsflasche hat Er auch schon heut gerochen! Schwör Er zum Mäßigkeitsverein, sonst ist Er am längsten Schließer gewesen!“

Der Herr Inspector machte statt Sonnabends, heut Freitags die Runde, — und im Gespräch entschlüpfte es ihm, er werde zwei Tage verreisen.

Das ganze Gefängniß wurde inspicirt, Alles ward in Ordnung befunden — und wir müssen zu Pragers Ehrenrettung bemerken, daß nur dem Professor Jordan gegenüber seine Gewissenhaftigkeit ein Auge zudrückte; — und da war das Hänschen dran Schuld, warum hatte er das Kind gerettet und dadurch die

Dankbarkeit des Vaters in so arge Conflicte gebracht mit dem hehren Beruf des Beamten.

Nach einer Stunde stand Prager wiederum vor dem Professor, der — wenn Abgezehrtheit und tödtliche Blässe solchen Ausdrucks fähig — mit Triumphesmiene ein Schreiben siegelte.

Der Alte sah mit einer Art blödsinniger Verwunderung zu und konnte nicht begreifen, wie einem Menschen die Pulse fliegen, die Hand zittern könne vor hastiger Aufregung.

„Also, Prager, Ihr wollt dies durch einen sicheren Boten zur Post schicken?“ fragte Jordan, ihm das Päckchen übergebend.

„Nu natürlich, hochgeehrter Herr Professor! Meines Schwagers Christian ist Laufbursche, und der soll's bringen!“

„Gut! so besorgt's!“

Aber der Prager rührte sich nicht vom Platze.

„Wünschen Sie etwas, Prager?“

„Nu ja, eigentlich wohl! aber Se müssens nicht übel nehmen!“

„Sagt es!“

„Ja, es is kurios — aber ich wollt Se fragen, was Se da scribirt haben de Tage und de Nächte, wo andere Leute halt schlafen?“

Jordan lächelte mild und sprach: „Ja, wenn Ihr's wissen wollt, so muß ich's Euch verständlich sagen; — wißt Ihr, was eine Verfassung ist?“

„Verfassung? Nu, wenn de Finanzen in schlechter Verfassung, oder der Rock, das weiß ich wohl!“

„Das meint' ich gerade nicht! — wie war's doch, Prager! Ihr habt den Feldzug mitgemacht?“

„Nu ob? Ich erzählt's Ihnen ja, wie wir bei Waterloo standen und der große Wellington vor de Front ritt und rief: „Soldatens, seid brav' Bursch! Hurrah hoch das Lützow'sche Corps!“ Und dabei brüllte Prager, als ständ er selbst vor dem Corps.“

Wenn man die schlottrige, hochschultrige Figur des verzückten Freiwilligen ansah, so mußte man denken: Du hast dem berühmten Lützow'schen Freicorps wahrhaftig Ehre gemacht!

Es mochte ihm selbst etwas Aehnliches durch den Sinn gehn; denn er sprach mit spöttischem Humor: „Man denkt's jetzt freilich nicht, aber damals war ich ein schmucker Kerl!“

„Ich glaub's, mein Freund," erwiderte der ernste Jordan, „aber eine Frage: warum zogt Ihr in den Krieg?"

„Na, Herr, warum? Wollten de Franzosen 'raus jagen, hatten uns blutig geschunden!"

„Und als ihr die Feinde zum Lande herausgejagt, was da?"

„Na, Herr, was da? Da ging die Schinderei von vorne los, war halt Alles Lug und Trug! Hieß erst: „Getreue Unterthanen! — mein treues Volk! — seid so geplackt vom Napoleon, müßt's besser haben, sollt selbst sagen, was Ihr wollt an Steuern zahlen, sollt mitsprechen bei de Gesetze — und denn is es eingeschlafen, wie wir hinter de Ofen saßen — und wer d'ran erinnert, wird eingesteckt!"

Jordan erwiderte: „Aber der König hat's nicht vergessen . . . ."

„Wir auch nich!" unterbrach ihn der vorwitzige Gefängnißschließer.

„Und hat am 3. Februar ein Gesetz erlassen, das . . . ."

„Nu, Herr, was das betrifft: meinen Se de Ernennung von de Fürsten und Grafen, die in unsere

Taschen sollen greifen? Da machen wir uns nichts d'raus, die wollen wir nich!"

„So! mein Freund! — seht! — das ist auch meine Meinung . . . und das ist's, was ich da — — auf das Päckchen zeigend — geschrieben habe. — Es soll gedruckt werden." —

Der alte Schließer machte ein pfiffiges Gesicht und sagte: „Nu, Herr Proffessor, mir das zu erklären, brauchten Se nich solche Querwege! Wußte lange, daß de Dinger, die se Patente nennen — sin aber gar nicht patente — nischte nichts werth sind! Wenn man Sonntags beim Biere sitzt, da konversirt man über Alles!" —

Prager nahm das Päckchen und schickte sich an zu gehen. In der Thür drehte er sich noch einmal um und sprach: „Morgen, hochgeehrter Herr, kriegen Se ne Ueberraschung! aber erschrecken Se nich! Dero Frau Gemahlin weinen sich die Augen aus, daß se nich zu Ihnen kann. Der Herr Inspektor werden verreisen!" Und dabei legte der Schließer den Zeigefinger an den Mund, zum Zeichen, daß man auch für die Wände nicht stumm genug sein könne.

2.

Wir kehren noch einmal in die freundliche, doch nach und nach immer ärmlicher werdende Wohnung Charlottens zurück — wir werden's nur heute und morgen noch nöthig haben — und suchen die Mutter mit ihren Kindern auf.

Das kleine zehnjährige Mädchen schien noch keineswegs genesen, aber das Fieber war gewichen, die Gefahr gehoben, und äußerste Schonung sollte das Uebrige thun. Das Bettchen des Kindes stand neben dem der Mutter in einer nischenartigen Vertiefung des Zimmers. Die Häupter waren zum Licht gewendet, als sollte dessen erster und letzter Strahl aufgefangen werden. Des Hänschens Schlafsopha im Nebenzimmer hatte solchen Platz, daß man auch bei offener Thür die gute Nacht sich nicht zuwinken konnte, und da in letzter Zeit die Mutter auf diesem Sopha oftmals ruhte, so diente dies „Nichtsehenkönnen" zu Annchens großem Leidwesen.

Hänschen machte, da Sonnabend und keine Schule war, eben einen Nachmittagsspaziergang; Charlotte saß bei dem Kinde, dessen Lebhaftigkeit sich,

von aller anderen Unterhaltung ausgeschlossen, in Gesang erging: sie erfand Worte und Melodien für ihr Lerchenstimmchen. Plötzlich kamen einige Mißtöne in den Gesang — die Kleine stockte, wollte sich wieder zurechtfinden; einige Takte bekannter Melodie — neue Verwirrung. Die Mutter sichtlich gepeinigt, aber an Anderes denkend, sagte zerstreut: „Annchen, was machst Du?“ — — Da mit einem Male schwoll die Stimme der Kleinen zu vollen Akkorden. Und als wenn die reinen Himmelsharmonien sich lösen von der Erde Verwirrung, so ertönte jetzt ernst und feierlich und um seiner Zartheit willen unendlich rührend des Kindes Gesang.

„Kind!“ rief die Mutter erbebend, „das war Deines Vaters Lieblingslied! darnach hab' ich gesonnen! — — Aber mit seiner Stimme war mir's verloren! Du giebst mir's wieder! — Sing's noch einmal, Herzenskind!“

Und mit vollen, reinen Klängen sang Annchen aus unbewußtem Nachhall vergangener Zeiten die Melodie des Liedes:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus!“

Die Mutter weinte. Aber sie trocknete ihre Thrä-

nen und sagte: „ich will mit Dir singen! — will sehn, wie's jetzt klingt!"

Es war ein Schwanengesang.

3.

Woll'n mir Madame Geld geben, ich geh' in die Apotheke," sagte die hereintretende Aufwärterin.

„Nehmen Sie's auf Rechnung — — es ist um der Ordnung willen."

„Soll ich zu morgen Mittag Fleisch und Gemüse mitbringen?"

„O ja!"

„Hier ist mein Buch, wollen Madame mir Geld geben?"

Charlotte ging an den Sekretair, holte einige kleine Münzen und sprach: „Nachher werd' ich rechnen."

Als die Alte herausgegangen, athmete Charlotte tief auf, als wenn sie nach Luft schnappe, schlug den Blick — einen Angstblick — gen Himmel — — — und da sie nun umherblickt, dann zu sinnen an fängt, möchten wir wetten, sie denkt: ob Tische, ob Sopha,

oder ob Leinenzeug und Kleider nun an die Reihe zum Verkauf kommen sollen.

Da klopft es. „Muttchen, es klopft!“ Charlotte öffnet und bewillkommt einen alten, ungeschlachten Mann mit dem freudigsten: „Ach, Sie sind's! was bringen Sie denn?“

Es war Prager.

„Was ich bringe? nichts! geehrte Frau Professorin, aber ich will etwas holen!“

„Was denn, Prager?“

„Nu, Madame, ich bin auch einer Derjenigen, welchen Weiberthränen den Kopf verdrehen! Ich will Sie holen, Madame.“

Charlotte erbebte vom Kopf bis zum Fuß! „Wär's möglich! Ihr wollt mich wahr und wahrhaftig zu ihm lassen!“

Der Wärter schmunzelte: „Wahr und wahrhaftig.“

„Annchen!“ rief die überraschte Frau und schwebte fast zu der Kleinen, „ich soll zu ihm! zu Deinem Vater!“ — und weil Worte das Entzücken nicht auszudrücken vermochten, umarmte sie ihr Kind mit Vollgewalt und badete es in ihren Freudenthränen.

Da erschrak sie: Soll ich jetzt kommen?"

„Ja, Frau Proffessorin."

„Aber die Kleine ist allein! — — und als in dem Augenblick die Thür sich öffnete und Emmi hereintrat, da meinte Charlotte, die Blumen ersprießten an ihrem Wege, und Alles werde noch gut werden.

Funfzehntes Kapitel.

1.

Die Zeitungen *) melden: der Marquis Rosales, der sich unter den zu Mailand Verhafteten befindet, soll nach Angabe seiner Verwandten nach dem Spielberg abgeführt worden sein.

Das ist das Schicksal Derer, die für Volksfreiheit wirken und unterliegen.

Siegt aber das Volk über seine Unterdrücker, wie die Sicilianer z. B., so kommt man ihm in seinen Wünschen entgegen, wie heut der König von Neapel. Es ist, als wenn die Vernunft mit Blut erkauft werden müßte.

---

*) Dies ward Anfang Februar 1848 geschrieben.

Der Spielberg! wer sollte ihn nicht kennen, wer seine Infamien nicht! Durch Silvio Pellicco, ihn, dessen Geduld auch den Geduldigsten in Ungeduld verzehrte!

Man denke an Graf Gonfalonieri! an das Thränenkissen seiner Therese, die letzte Erinnerung vergangener Zustände, das ihm entrissen wurde! Und minder ideal!: Man denke an die halb braunen, halb safiangelben Hosen und Jacken — an das Mittagsmahl, in welchem ekelhafte Brocken schwimmen: man klaubt sie mit den Händen heraus, es ist ein patriarchalischer Zustand. Man denke ferner an die thranstinkenden Strümpfe, gestrickt von Graf Gonfalonieri, von Italiens Dichter Pelicco — von dem feurigen, mannhaften Maroncelli.

Wie wir darauf kommen? Wir wollten nur sagen: in Preußen war das bisher anders. Dergleichen ist nur für barbarische Staaten.

In Preußen sind — im Ganzen genommen — die Leiden der Gefangenschaft minder tragisch. Freilich es kommt vor, daß sich ein Gefangener erhenkt, daß andere wahnsinnig werden, andere zum Andenken an vielleicht einjährige Gefangenschaft ihr Lebe-

lang siechen. Das Alles kommt auch, und zwar häufig bei in Untersuchung befindlichen, später freigesprochenen Gefangenen vor; aber wir bleiben dabei: im Ganzen sind die Leiden minder tragisch — man möchte sagen, mehr feinbürgerlich. — Doch zerfressen sie trotzdem die Stammeswurzel edelster Leben.

So war das bisher.

Aber was sollen wir sagen, wenn der neue Criminalcodex daran arbeitet, Vergehen, die nach Volksbegriffen den Mann nicht zum Ehrlosen stempeln, mit entehrenden Strafen zu belegen? Sind das Sympathien für Oesterreich und Rußland? Oder Sympathien für's Mittelalter? — Des Volkes Sinn wendet sich ab davon.

Jordans Kerkerleiden also waren feinbürgerlich gewesen. Er hatte keine Strümpfe gestrickt, trug einen einfarbigen Rock — aber sein hehrer Geist hatte Qualen geduldet, an welche die Beschreibung nicht heranreicht.

Heute wartet seiner eine Freude.

---

*) Als dies geschrieben ward, lag der neue Criminalcodex dem berühmten vereinigten Landtags-Ausschuß vor.

Charlotte durchschreitet soeben die selbst unter ihrem leisen Tritt wiederhallenden Gänge. Es wird dunkler, sie tappt an den Wänden, Pragers harte Hand leitet sie. Die Schlüssel rasseln, die Thür wird geöffnet. Charlotte steht in ihres Mannes Zelle. Blut und Leben ist den Wangen der bebenden Frau entwichen — nur ihre Pulse fliegen und ihr Busen, und die Luft und der Athem versagt ihr. — Ist auch ihr Auge umflort, oder hemmt das Zwielicht der Zelle? — Sie starrt hinein in den gegenstandslosen Raum und sucht den Geliebten. —

Jordan hatte diesem Augenblick auch erbebend entgegen gesehen — unglaublich gar nicht zu fassen war ihm der Gedanke gewesen: wenn die Thür sich öffnet, wird mein Weib hereintreten.

Und als sie nun aufging — seine Charlotte, das Weib seiner Liebe, die Entzückung seiner Jugend ihm entgegentrat, vor ihm stand und ihn doch suchte, — als seine Blicke über die Verheerungen dieses einst wunderbar lieblichen Antlitzes schweiften, und keine Rosen mehr dort fanden und kein süßes Lächeln; als die Blicke hinüberglitten über diese abgefallene Gestalt, die einst in Jugendkraft prangte — — — da faßte ihn Ver-

zweiflung, und mit lautem Schrei: „Charlotte! ich habe Dein Leben vergiftet!“ sank er zu seines Weibes Füßen.

Charlotte war minder erregt; sie schien's wenigstens. Sie rückte den Schemel herbei, der unfern stand, setzte sich nieder und beugte sich zu dem Geliebten, hatte Trost und Liebesworte für ihn.

Wer diesem Wiedersehen zugeschaut hätte, müßte sagen: „das Weib hat mehr Kraft, als der Mann!“ — Aber solche Annahme würde eine Täuschung sein.

Ohne zu tief einzugehen in den Seelenzustand der Beiden — sondern dies dem Leser selbst überlassend — bemerken wir nur, daß es Momente im Leben giebt, wo rückgehaltener voller Ausdruck der Empfindung Kälte verräth, oder eine Ohnmacht des Gefühls, welches den Schmerz nicht mehr zu fassen vermag. Ein Wesen, wie Charlotte, konnte nicht kalt sein, aber ihr Empfinden war gebrochen. Als sie durch diese Gänge schritt, in die Zelle trat, nach ihm suchte, da hatte das Elend ihr Herz im Starrkrampf zusammengezogen. Und nur ihre unaussprechliche Liebe, die der Impuls ihres Lebens gewesen — nur diese Liebe wehte durch den Krampf hindurch, dem Geliebten in Trostes- und

Liebeswort entgegen. — — Sein Geist aber reichte heran an die Schmerzeshöhe seines Geschickes, er hatte die Kraft zu voller Empfindung des unabsehlichen Leidens, das hinter und vor ihm lag.

Jedem Anderen hätten die still-sanften Worte Charlottens süß geklungen, ihm aber nicht. Thränen ihrerseits, Klagen wären ihm Labsal gewesen.

Er faßte sich zusammen von dem Ausbruch seines Schmerzes, stand auf, setzte sich neben sein Weib auf den Schemel, zog sie an sich, hob ihr gesenktes Haupt in die Höhe, faltete ihre krampfhaft geschlossenen Hände auseinander, schlang ihre Arme um sich, als wolle er sie lehren, den Geliebten zu umfangen — — aber die Arme fielen schlaff herunter, und „das Auge blieb schwer von unvergossenen Thränen."

Er rief: „Charlotte fühlst Du, daß wir wieder bei einander?"

Sie sah ihn mild an und antwortete, als verstände sie nur halb, was er meine: „Ja, es waren glückliche Zeiten."

„Sie werden wiederkommen, geliebtes Weib!"

„Sie werden wiederkommen," antwortete sie still-hoffnungslos.

Als Jordan seines Weibes verfallene Gestalt erblickt, als er darauf eben so schnell in ihrer Seele Grund geschaut — in beiden Todesmattigkeit — da stand der Entschluß in ihm fest: jetzt gilt es ihre Rettung! In diesem Sinne sagte er zu ihr:

„Weißt Du, Charlotte, daß wir uns bald nicht mehr trennen?“

Sie sah ihn ungläubig an.

„Ich fliehe mit Euch!“

„Sie sagte: „Wie darfst Du?

„Wir gehn nach Süden, süßes Weib! und der Sonne wärmere Gluthen machen Dich gesund, Du meines Lebens Leben!“

Charlotte lieh ihr Ohr den lockenden Tönen.

„Sorg nur, Kind, wir reisen bald. Mich wird hier nichts hindern. Mit dem Frühling erwacht auch wieder unser Leben.“

Charlotte hätte sich fast einwiegen lassen in den Traum, sie lauschte, wie Reinhold bis in's Einzelste ihr seine Pläne entwickelte.

Charlotte solle mit den Kindern voranreisen, auf den Schließer sei zu rechnen, in Hamburg treffe man sich, eile dem südlichen Frankreich zu. Wenn die Ge-

liebte genesen, werde er sich wieder dem Gouvernement stellen. Ein Jahr Gefangenschaft sei dann leicht zu überstehn.

Da mit einem Male stürzte dem unglücklichen Weibe der Traum zusammen, und die Wirklichkeit brach schonungslos über sie ein. Sie schauderte zusammen, und mit einem wahren Angstschrei warf sie sich in ihres Mannes Arme, als wolle sie flüchten vor der entsetzlichen Wirklichkeit, und rief:

„Reinhold, es ist Alles vergeblich! — wir sind arm!“

Jordan erbleichte einen Moment, — dann sagte er mit zuversichtlicher Stimme: „Geliebte, wir sind nicht arm, wir haben Freunde.“

„Freunde?“

„Ja! — Ich habe einen Freund, dessen Hülfe ich jederzeit zurückgewiesen! An ihn werd' ich mich wenden!“

„Und das wolltest Du thun?“ rief Charlotte mit unverhohlener Verwunderung. „Du Reinhold, Du willst bitten, willst annehmen?“

„Ist mein Kind so engherzig geworden, daß es

nicht nehmen kann, das einst so großherzig im Geben war?" fragte Jordan wehmüthig lächelnd.

„Und wer ist's, Geliebter, von dem Du nehmen möchtest?"

„Einer, der es werth ist, — Graf Kleist!"

Da röthete sich Charlottens blasses Gesicht, und ein Schimmer von Freude belebte ihre Züge. Sie rief: „wunderbar! er, dessen Braut meine Seele erquickt hat! — und eben jetzt, als ich zu Dir kam, lehnte sich unser Annchen an ihre Schulter! und dem Hans strahlen die Augen, wenn er sie erblickt!"

Und nun erzählte sie von Emmi — und die Qual löste sich von ihrer Seele — und die Last ihres Herzens ward leichter — — und immer seelenhafter ihr Blick — — und Jordans still getragene Angst schlummerte ein.

Auch über Abgründen fort blühen Blumen.

So entwich eine halbe Stunde. Die Beiden waren zu Liebesgekose bei einander.

„Ja," rief Jordan, „Du bist's ja! es sind Deine süßen Mienen, und es ist Deines Auges Liebestiefe! — Und Du bist mein junges, mein schönes Weib!"

Und wirklich mochte Charlotte in den lachendsten

Tagen ihrer Jugend kaum mit so rührendem Reiz geschmückt gewesen sein. Ihre Seele leuchtete wieder voll aus ihren Zügen — aller Zauber eines Weibes und einer Geliebten war vereinigt in ihrem Wesen — — und wie die Sonne zum Scheiden sich in Strahlen und Rosenwolken hüllt: so blühen noch einmal auf des jungen Weibes zartdurchsichtigen Wangen helle Rosen, noch einmal sind die Lippen in Purpur gekleidet, — und so leuchteten ihre tiefblauen Augen noch einmal in unbeschreiblichem — — fieberhaftem Glanz.

Es war ein schauerlich erborgter Schmuck.

Die Stunden des Wiedersehens waren verronnen! Die Gatten hatten sich getrennt. Linde Frühlingslüfte sollten sie wieder zusammen, sie freieren, wärmeren Ländern zuführen.

Als Charlotte in ihr Häuschen zurückgekehrt — wie traulich saßen die Kinder an Emmi's Seite — wartete ihrer ein Bote mit einem versiegelten Schreiben. Sie öffnete, es enthielt eine namhafte Summe an rückständigen Universitätshonoraren. — Sie reichte das Schreiben Emmi'n und sagte: „lesen Sie, meine

Liebe! Das ist zum dritten Male. Es ist sündhaft, zu verzagen. — Gott hilft immer!"

Wir fügen noch hinzu: Ja, ein Mensch helfe dem andern — jeder sich selber, und der Staat sei, was er in Wahrheit sein soll: der Verband aller Kräfte zum Zweck gleichmäßiger Vertheilung derselben. Dann werden Millionen sagen können, die es heut nicht können: „Gott hilft immer!"

2.

Es war spät Abends. Das Licht brannte düster. Charlotte sah zum sternhellen Himmel hinauf, die Kinder sprachen leise mit einander.

Da trat die Mutter zu ihnen und sagte: „es ist Zeit, wir wollen schlafen! — Das Annchen braucht Ruhe!"

Die Kleinen sahen sich an, sahen auf die Mutter, der Fiebergluth auf den Wangen brannte und eine Erregung, wie sie's nie vorher gesehen hatten.

„Ach, meine einzige Mutter!" bat Annchen, die Theure umschlingend, „schlaf heut drinnen im Zim-

mer! Du siehst so heiß aus! — gönne Dir nur heut einmal Ruhe!"

Und der Hans fiel auch ein mit seinen Bitten, versprach das Schwesterchen zu bewachen — und die Mutter ließ sich überreden.

Da war sie nun allein mit ihren Gedanken, der Schlaf floh ihre Augenlider, — das heut Erlebte, Zukunft, Vergangenheit wogte durch Fieberphantasien — Eine Stunde verrann nach der andern, Schlaf brachte keine.

Da, es mochte gegen zwei Uhr sein und die müden Kinderaugen waren längst geschlossen, stellte sich bei Charlotten ein entsetzlicher Husten ein — seit Wochen war er ausgeblieben — eine Pause — ein neuer Anfall. Die Glieder flogen, die Lippen brannten, kalter Angstschweiß übergoß die Erschöpfte, sie meinte zu ersticken — und noch ein Anfall — — und dann Stille.

Eine Stunde darauf erwachte Annchen. Das Kind rieb sich die Augen, griff, wie sie's gewohnt war, nach ihrer Mutter Hand — es ist des Bruders Hand. — Annchen besann sich, lauschte — im Nebenzimmer Alles still: „meine einzige Mutter schläft!"

Da ein Röcheln — ein zweites lauteres — tödtliches Entsetzen, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben weiß, durchrieselt die Kleine — und wieder ein röchelnder Ton — sie sprang in's Nebenzimmer, zum Bette der Mutter! Das theuere Haupt lag weit hinausgebogen über die Kissen, und die düstere Lampe beleuchtete einen Blutstrom.

Als Charlotte später zur Besinnung kam und das Kind zitternd vor Kälte und Angst im leichten Nachtkleid, die bloßen Füßchen auf eisigem Boden, um sich beschäftigt sah — der Hans war nach einem Arzt gelaufen — da war ihr erstes Gefühl das tödtlichen Schreckens. Sie barg die Kleine unter ihrer Decke, flößte durch Blick und Wort ihr Muth ein.

„Morgens, als die Sonntagsglocken läuteten, da lag das bewußtlose Kind zur Seite der sterbenden Mutter.

Und der Knabe? — er hatte gesorgt, gepflegt; jetzt befahl er der Aufwärterin, die inzwischen gekommen, bei der Kranken zu bleiben; er kniete nieder an seiner Mutter Bett, küßte ihre kraftlosen Hände und sagte: „lieg Du nur still, mein süßes Muttchen! jetzt schaff' ich Dir den Vater! — Und die Sterbende strich mit ihrer Hand über des Knaben Locken.

4.

Der Schließer hatte sich geweigert, den Gefangenen auf eigene Gefahr heraus zu lassen; ja, ihm die Nachricht des Unfalls zu geben. Der Knabe schrie: „so laufen Sie zum Inspector!“

„Er ist verreist.“

„Mensch! was soll ich denn anfangen?“

„Bester, junger Herr, ich weiß es selber nicht! ich kann Ihnen nicht helfen, käme um Amt und Brod!“

Wie ein Rasender stürzte der Kleine davon — ihm kam eine Idee: „ich laufe zum Polizeipräsidenten!“

Sechszehntes Kapitel.

1.

Wir verfügen uns jetzt zu einem der stattlichsten Häuser Magdeburgs. Hier wohnt der Polizeipräsident. Die eben heranrollende Equipage ist die seine; ein Bedienter in reicher Livree springt herab, öffnet den Wagenschlag; der kleine — deshalb nicht minder respektirte — Polizeipräsident steigt heraus; ihm folgen zwei geputzte, große, semmelblonde Damen: es sind seine Töchter. Gesangbücher in den beglaçéhandschuhten Händen verkünden, daß die Herrschaften so eben ihre kirchliche Andacht gefeiert; und die Comfortabilitäten, welche der Diener aus dem Wagen räumt, lassen schließen, daß mindestens die Füße dabei warm geworden sind.

Oben im luxuriösen Salon sitzen bald darauf besagte Familienglieder beim Dejeuner.

Der Polizeipräsident hatte einige Cotelets mit klassischem Appetit verzehrt, — man konnte füglich von ihm sagen: „er ist klein, der Präsident, und doch ißt er groß!“ — hatte einige Gläser erlesenen Rheinweins gekostet, stocherte so eben in den Zähnen und sagte dazwischen mit würdiger Behaglichkeit: „eine sehr schöne Predigt!“ Die langgelockten Damen wiederholen: „eine sehr schöne Predigt!“

„Aber wie leer!“ seufzt der Polizeipräsident. „Immer kleiner wird die Heerde der Getreuen! Man wird dem steuern müssen! — ernstlich steuern!“

In diesem Augenblick schlenderte ein hager aufgeschossener etwa vierzehnjähriger Knabe in den Salon — dies hämische Gesicht ist uns nicht fremd, wir sahen's einst schadenfroh lachen, als der kleine Hans beim Schneeball um seinen Sieg betrogen wurde. Jenes hämische Gelächter trug damals derbe Hiebe ein.

„Wo warst Du, mein Söhnchen?“ fragte der Hausherr. Dieses „mein Söhnchen“ veranlaßt uns zu der Bemerkung, wie urtheilslos Eltern ihren Kindern

gegenüber sind; denn wir unsererseits können beim Anblick der tückischen Züge uns des Gedankens nicht erwehren: „ein widerwärtiges Söhnchen!“

Mit sichtbarer Genugthuung hörte der Papa, daß der liebe Junge ebenfalls in der Kirche gewesen war, man bedauerte ihn, daß er den Wagen verpaßt und zu Fuße habe gehen müssen, Fräulein Rosalie legte ihm ein Cotelet vor, Fräulein Bertha schenkte ihm Wein ein, er selbst versorgte sich wacker mit gebratenen Kartoffeln und hieb, wie man sagt, tapfer ein.

Der liebe Junge hatte gerade seinen Mund recht ansehnlich voll, als ihm etwas Vergessenes in den Sinn kam: er sagte mitten im Kauen — einige eingesperrte Kartoffeln wurden dabei flüchtig und entrollten zu ihren freien Schwestern auf den Teller — „Papa, da fällt mir ein, draußen steht ein Junge, der will Dich sprechen!“

Der Polizeipräsident hob die Augen gen Himmel: „nicht Sonntags, nicht bei Tische hat man Ruhe! Der Bursch kann wiederkommen!“

„Herr Lieutenant von Kuchen und Herr Baron Hasenfuß,“ meldete der Bediente. Sie wurden angenommen.

Herr Lieutenant von Kuchen bemächtigte sich der jungen Damen, oder sie sich seiner, er machte ihnen die Cour, oder sie ihm; Herr Baron Hasenfuß spielte eine Partie Schach mit dem Polizeipräsidenten.

„Sie spielen vortrefflich, Baron,“ schmunzelte dieser.

„Gardez la reine,“ sagte Baron Hasenfuß.

Da trat der Bediente wieder in's Zimmer, nahte dem Hausherrn, und seiner verlegenen Miene nach war er sich bewußt, daß er etwas Unwillkommenes zu berichten habe; er sagte: „Draußen ist ein wohlgekleideter Knabe, Namens Jordan, der dringend mit dem gnädigen Herrn zu sprechen hat.“

„Soll zum Teufel gehen?“ polterte der Präsident, und wie begütigend setzte er zum Baron gewendet hinzu: „Sie glauben gar nicht, wie man überlaufen wird, vollens bei solchem Esel von Bedienten!“

„Ja, diese Tölpel!“ bekräftigte der Baron.

Indem ließ sich draußen etwas wie ein Schluchzen vernehmen; das liebe Söhnchen, welches dem Schachspiel zuschaute, sagte: „Papa ich wette d'rauf: das ist der Jordan.“

„Welcher Jordan, mein Söhnchen?“

„Nu der Junge, der Dich sprechen will, der Jordan, der mich vor vier Wochen blutig geschlagen; ich merkt's vorher gleich, daß er was hatte, er that so ängstlich! Horch, Papa, ich wette, er weint!"

In diesem Moment wurde ziemlich heftig die Thür aufgerissen, und nicht ein weinender, sondern ein zornsprühender Knabe stürzte in's Zimmer.

Aber mitten inne blieb der kleine Hans — denn er war's — wie festgebannt in den Boden beim unerwarteten Anblick des glänzenden Salons, der vornehmen Herrn, der schäkernden, geputzten Damen. Der Lieutenant sagte gerade zu Fräulein Rosalie: „meine Allergnädigste, Sie sind adorable!" Fräulein Bertha kicherte: „es ist zum Todtlachen, Herr von Kuchen!"

Wie gesagt, in sprachloser Verwirrung stand das Kind mit seinem gequälten Herzen beim Anblick dieser Scene aus der vornehmen Welt.

Da machte sich der hagere Vierzehnjährige an ihn heran und sagte spöttisch! „Nu, Jordan, stehst ja da, wie die Ochsen am Berge! Sprich doch! guk! da auf dem Sammetdivan sitzt mein Vater."

Das verwirrte Kind suchte nach einem Gedankenfaden, aber der Polizeipräsident ließ ihm keine Zeit dazu. Die Frechheit des Jungen, in das Innerste des Hauses einzudringen, hatte des würdigen Mannes Gesicht — wir sagen es ungern — puterroth gefärbt, er donnerte von seinem Sammetsopha herüber: „raus, unverschämter Bursche!“

Das war nun beim Hans just der falsche Weg. Wenn man dem grob kam, so war er gemeiniglich noch gröber, und dieses: „unverschämter Bursch,“ entzauberte all den Glanz und Putz inmitten des Salons — der Knabe hatte mit einem Male Muth bekommen.

Er schritt vor dem gaffenden Herrn Lieutenant, vor den verwunderten Fräuleins vorbei, achtete nicht auf Baron Hasenfußens Lorgnette, durch die dieser ihn von oben bis unten zergliederte, sondern trat zu dem, der ihn eben angeherrscht hatte. Dann sagte das Kind mit einer Stimme, in der sich Energie mit Kummer stritt:

„Ich muß Sie sprechen, Herr. Meine Mutter liegt im Sterben“ — die Stimme brach — „mein Vater ist gefangen, er ist der Professor Jordan,

Sie müssen ihn frei lassen, meine Mutter muß ihn sehen!"

Die unerhörte Frechheit des Eindringlings, trotz donnernder Weisung näher zu kommen, hatte den Präsidenten geradezu stumm, wie man so sagt, perplex gemacht. So etwas war ihm noch nicht passirt, am wenigsten von einem Kinde, — und dem gegenüber blieb doch wohl nichts übrig, als Exekutor sein, den Burschen selbst 'raus werfen. Dazu hob sich die Hand — aber der Präsident war kein Unmensch, des Kindes Ton hielt die Hand magnetisch nieder. „Was, was willst Du?!" rief der solchergestalt Gefesselte.

Beiläufig bemerkt: er bot ein komisches Bild, der Präsident, in seiner erhitzten Verblüfftheit.

Der Kleine mußte das Gesagte nun noch einmal wiederholen; er that's mit eindringlichen Worten. Währenddeß umstellten ihn die jüngeren Herrschaften in neugieriger Gruppe, der Baron, bequem zurückgelehnt in seinen Sessel, lorgnettirte ihn noch aufmerksamer, als bisher.

Wie gesagt, des Kindes Ton übte eine merkwürdige Macht über den Präsidenten, vielleicht auch, daß es ihn rührte, als jetzt die Stimme mit Weinen rang;

er sagte deshalb in bedeutend gemildertem Ton: „lieber Junge, dazu kann ich nichts thun, geh zum Festungskommandanten, der hat darüber zu bestimmen.“

„Lieber Junge,“ das klang dem Hänschen herzerleichternd, der Nachsatz verdarb aber Alles wieder, warf ihn wieder auf die offne Straße zurück.

Der Knabe fing an zu bitten — der Präsident erwiderte: „ich sage Dir ja, ich kann nichts dabei thun.“ — Der Knabe wurde dringender: „so helfen Sie mir, bitten Sie den Kommandanten!“

Der Präsident: „ei, was Kind, wenn ich für Jeden bitten wollte, bliebe mir nichts weiter zu thun!“

„Einziger Herr, erbarmen Sie sich meiner Mutter, helfen Sie uns!“ —

„Nun gut!“ sagte der gerührte Polizeipräsident, und machte dabei dem Knaben ein Zeichen, daß er entlassen sei — „heut ist Sonntag, komm morgen wieder, da werd' ich Dir einen Brief mitgeben an den Herrn Festungskommandanten.“

Das Kind heftete einen hülfesuchenden Blick erst auf den Sprechenden, — dann auf die Fräulein, —

— den Baron, — — — den Lieutenant: jede Miene sagte ihm, daß das Aeußerste, etwas Glänzendes an Güte geschehen sei. Er wollte stammeln: „morgen?!!“ aber das verwundert fragende Auge des Präsidenten ließ das „morgen?“ in der Kehle stecken; — das Kind machte eine eingeschüchterte Verbeugung und schlich hinaus.

An der Thür flüsterte ihm der gutherzige Lieutenant zu: „Kleiner, komm mit dem Briefe morgen zu mir, da geb' ich Dir meinen Burschen mit, daß er Dich zurechtweist.“

Auf der Treppe rief der hagere Vierzehnjährige ihm nach: „nu, Jordan! kannst jetzt zu Kreuz kriechen?“

Und der Knabe? Unten auf der Straße wußte er erst, wie ihm geschehen, — unten besann er sich, daß er zwei Stunden von seiner Mutter fort, daß er noch so weit zurück, als da er ausgegangen — und rathlos, beängstigt, wie er war, stellte er sich hin auf offner Straße und schluchzte nicht, nein, er heulte. — Wir wissen kein ästhetischeres Wort.

Also er heulte — da kam eine anmuthige junge Dame am Arm eines schönen Mannes die Straße

hinab, — — doch wir müssen erst berichten. Emmi war gestern Abend auf's Herrlichste überrascht worden; als sie von Jordans heimkehrte, empfing sie der Geliebte, war früher, als er versprochen, von seiner Reise zurückgekehrt. Der Abend verging in Seligkeit, der Morgen vereinte sie von Neuem — aber eine unbegreifliche Unruhe trieb Emmi bald aus des Geliebten Arm: sie mußte hören, sehen, wie es bei Jordans ging, mußte ihnen ihr Glück mittheilen. Der Graf, den das eigene Herz zu dieser schwer geprüften Familie trieb, beschloß die Braut zu begleiten.

Es war ein herrliches Paar, das so die Straße herabschritt.

„Sieh, Armand, den armen Knaben, der so erbärmlich weint,“ sagte Emmi, auf den fernen Hans deutend, „was mag ihm fehlen?“ . . .

„Heiliger Gott,“ rief sie weiter, „das ist das Hänschen!“ — Sich losmachen von dem Geliebten, hinüberspringen auf die andere Seite, den Knaben umfassen: „geliebter Hans sprich! rede! um Gotteswillen, was ist geschehen!?“ — das Alles geschah im Fluge.

Dem Knaben war nun geholfen; Armand versprach ihm aufs Heiligste, er werde schleunig den Vater herbeischaffen, entfernte sich, — Emmi und Hänschen eilten zu dem kleinen Hause, — und je näher sie diesem kamen, je angstvoller, je hörbarer klopften ihre Herzen.

2.

Wie Mancher, vom heiligen Glück der Liebe durchschauert, weiß für dessen Vollendung nichts hinzu zu wünschen als: „in Deinen Armen möchte ich sterben! Wenn aber die Liebe mit tausend Demantfarben uns überstrahlen möchte . . . . und dann nicht leben, nicht sterben dürfen im Arm der Liebe: das ist bitter!

So der Geprüften, an deren Sterbebett wir treten, das Fremde umstanden. Die alte Aufwärterin, — seit einigen Monaten in ihrem Dienst — trocknete den Todesschweiß von Charlottens kalter Stirn; der wohlmeinende Doktor, ein wortkarger Mann, suchte durch ärztliche Medicamente das todesstarre Kind im Arm der Mutter zum Bewußtsein zu bringen.

Ob Charlottens verzweiflungsvoll umherirrender

Blick, der eine Angst ausschoß, für die ich keinen Namen habe, von der alten Wärterin verstanden ward, wissen wir nicht, sie fand wenigstens kein Wort der Beruhigung für die Sterbende — Wieder solch ein Angstblick — und wieder keine Antwort!

Da endlich, endlich! trat leise, aber mit fliegender Eile der Ruhespender herein: der kleine Hans. Emmi folgte ihm und hatte sich bald als Pflegerin eingerichtet.

Der Knabe stürzte athemlos an seiner Mutter Bett, wollte die Geliebte küssen, aber er fuhr entsetzt zurück vor dem starren, einst so süßen, so überströmend zärtlichen Blick. Er fiel auf seine Kniee und überdeckte die kalte Hand mit heißen Küssen, „meine Mutter, mein süßes, einziges Mütterchen!" rief das abgeängstigte Kind, „ich bin ja da! sieh mich doch an! o sieh mich doch an!"

Solchen Tönen widerstand auch der Tod nicht; noch einmal kehrte Lebenskraft zurück in die fast abgestorbene Hülle, noch einmal die Macht zu süßen Worten, zum Ton der Liebe, die unsterblich, unvergänglich doch diesem Körper nun entfliehen wollte.

Charlotte vermochte es, sich etwas empor zurichten; sie legte mühsam ihre Hand auf ihres Kindes

schwarzlockiges Haupt und sprach mit sanfter, vernehmlicher, aber oftmals unterbrochener Stimme: „mein Kind! — mein Herzenskind, ich segne Dich! sei gut! — verzage nicht! — o laß Dirs nicht zu schwer sein, daß ich Dein Schwesterchen mit mir nehme! — trag's um meinetwillen! ich sterbe leichter! — Gräme Dich nicht, daß ich ohne Deinen Vater sterbe! er ist doch bei mir! — —

Der Knabe schluchzte laut; für sein kleines Herz war es des Schmerzes zu viel, er umklammerte angstvoll seine Mutter, warf sich ihr ans Herz — — und als des Kindes Herz an ihrem klopfte, da war auch Charlottens Fassung verschwunden, noch einmal erfaßte sie aller Erdenjammer, und indem sie den Liebling konvulsivisch an sich preßte, schluchzte sie mit erstickter Stimme: „mein süßes — mein armes Kind!"

Mit diesen Worten sank die Sterbende zurück, ihr Auge brach.

Da öffnete sich die Thür, ein schlanker, hoher, bleicher Mann trat herein, — Emmi winkte erschreckt zurück — Hans richtete sich auf, wollte zornig den Mann bedeuten, daß er den Todeskampf nicht störe — — da eine Ahnung in des Kindes Herz — da eine Ah-

nung in Jordans Seele: — Ist das mein Vater! ist das mein Sohn! Jordan begreift Alles, stürzt hin zu der Geliebten, und mit lautem herzdurchschneidenden Schrei ruft er den Namen seines Weibes.

Ihr Auge ist gebrochen, auf ihren Lippen kein Lächeln mehr und kein Ton! aber mit der kalten Todeshand fährt sie über das niedergebeugte Antlitz ihres Mannes — — — und stirbt.

3.

Wir wollen nunmehr kurz sein. Jordan war nicht von Armand hierher geführt worden; der mitleidige Gefangnenwärter hatte ihm die Trauerbotschaft gebracht, ihm auf Kosten seiner Existenz die Pforten geöffnet. Eine Stunde nach Charlottens Tode war's Armand endlich gelungen, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen: man wollte Jordan eine Zusammenkunft mit seinem Weibe bewilligen.

Als spät am Abend die Wache den unglücklichen Mann zum Scheiden ermahnte und das Kind, das sterbende Annchen in des Vaters Armen sah, fühlten die Menschen Erbarmen, sie wagten den Tod nicht zu stören.

Am anderen Morgen kam erneuerter Befehl zu Jordans sofortiger Wiedereinkerkerung; — eine „vorläufige bis auf weiteres". Wachen harrten erst auf der Flur — drangen ins Zimmer. Jordan weigerte sich, ihnen zu folgen.

„Wehe dem," ruft der aufs Aeußerste Gebrachte, „der hier näher tritt!!" und er deutet auf seines Weibes entseelte Hülle, der das Kind am Herzen schlummerte. — —

Was that man? Man hetzte ihn vielleicht mit Fleischerhunden, wie jenen Polensohn, jenen Babinsky? O nein! dergleichen passirt nicht alle Tage in Preußen!

Man packte ihn, Drei auf Einen. Jordan wehrte sich, aber der von Qualen und Entbehrungen geschwächte, jetzt von wüthendem Seelenschmerz durchwühlte Körper unterlag. Ein Schlagfluß tödtete ihn, er war erlöst. —

Meint man, wir seien gesonnen, Mitleid zu wecken, indem wir dem einst so harmlos-glücklichen Knaben nun ins Herz schauen lassen? Nein. Wir versagen uns das.

Aber der Knabe war ein Engelskind; nicht sanft, nicht christlich geduldig, nein, stark und glühend. In solchen Kindern erwachsen Vaterlands-Erretter oder Rächer.

Armand nahm ihn zu sich.

Siebzehntes Kapitel.

1.

Ein helleres Gemälde, hoffen wir, entrollt sich uns nunmehr.

Es war Emmi's Hochzeittag. Die Feier desselben sollte — so hatte das Brautpaar sich ausbedungen — still, die Trauung im Hause vor sich gehen, nur zwei der nächsten Hausfreunde des Hardenthalschen Ehepaares waren als Zeugen geladen. Doch auch von außerhalb wurden noch einige Gäste erwartet, die, wie es hieß, das Brautpaar überraschen würden. Wer aber diese Gäste seien, darüber herrschte im Hause ein geheimnißvolles Dunkel; nur so viel wußte das Dienstpersonal, daß der Gräflich Kleist'sche alte Kammerdiener Johann auf ausdrückliches Verlangen des Bräutigams gestern Abend angekommen war, um der

Trauung seines jungen Herrn, „den er auf seinen Knieen geschaukelt“ beizuwohnen.

„Der alte Johann wird schon den Schlüssel mitbringen zu dem Geheimniß,“ trösteten sich die geschäftigen Dienstleute; denn Johann's durch mehr als dreißig Jahre errungene Wichtigkeit und Autorität war bis zu ihnen gedrungen.

Wir sagten, der festliche Tag sollte in der Stille verlebt werden; wann aber wäre es wohl jemals bei einem Hochzeitsfest still hergegangen!

Kaum schimmerte die erste Helle in den milden Märzmorgen hinein, als auch schon Madame Hardenthal keine Ruhe mehr hatte. Sie mußte sich selbst überzeugen, ob der Friedrich wohl bald die Zimmer heize, ob Christiane, die Köchin, schon thätig, — was gab es aufzuräumen, was Alles zu arrangiren!

Aber Friedrich, Christiane, Lisette, Marie, Alle waren schon auf den Beinen; denn es heißt: wo die Hausfrau früh wach, da auch die Dienerschaft.

So war denn um zehn Uhr in den Parterre-Gemächern des Hauses fast Alles in schönster Ordnung. Das Empfangzimmer des reichen Fabrikherrn — der, beiläufig gesagt, es nicht verschmäht hatte, heut bei

den Arrangements die Oberaufsicht zu führen — paradirte in ungewöhnlichem Glanz. Gemälde, Kupferstiche, Kronleuchter, Sessel, Sophas und Teppiche, Alles war gesäubert, Alles seiner schützenden Hüllen entkleidet. Was für buntgestickte Blumen, Arabesken, Vögel und Gruppen präsentirten sich!

Herr Hardenthal beschaute wohlgefällig dies Alles und schmunzelte, auf die reichen Stickereien deutend, zu seiner Frau, welche mit einer mächtigen Baumtorte so eben durch's Zimmer schritt: „Fürwahr Riekchen, Du bist ein fleißiges, ein prächtiges Weibchen!"

Riekchen lächelte, aber seufzte. Sie sagte: „ich dacht' immer, wenn ich die Sessel stickte: zu Eduards Hochzeit sollen sie paradiren!"

„Ja ja!" seufzte nun auch der gemüthliche Alte: „der Mensch denkt, Gott lenkt! Der Junge schwimmt jetzt zwischen zwei Planken, und die Emmi hält Hochzeit! — — Aber nicht wahr, Riekchen! sie ist doch ein gutes Kind!?"

„Ein Herzenskind! sagte Frau Hardenthal, stellte die Torte einen Augenblick nieder und trocknete sich ein paar Thränen.

Wir treten ins Nebengemach. Es war dies ein

ovaler Saal, dessen Fensterfront im Halbkreis nach dem weiten Garten ging. Von dort schimmerte die Sonne und einiges erste Frühlingsgrün herein. Aber drinnen im Saal herrschte eine wahre Blüthen- und Sommerpracht. Hochstämmiges Grün, Gebüsch und Orangenbäume, durchflochten hier mit zarten weißen, dort mit bunten, prächtigen Blumen: das Alles war im Halboval köstlich gruppirt. Davor ein weiß überdeckter Tisch — eine Art Altar, hier sollte die Trauung sein.

An diesen Saal stieß ein trauliches Boudoir, — daneben der Eßsaal. Man denke sich die reich geschmückte Tafel, die vortrefflichen Speisen, Kuchen, Konfekte, die das Dejeuner verherrlichen sollten, „Hochzeit giebts nicht alle Tage," sagen die Leute, und Herr und Frau Hardenthal hatten das Ihrige gethan, um als würdige Brauteltern sich heut zu produciren.

Im Eßsaal führte Johann das Regiment; er saß, wie man gewohnt war ihn zu sehen, mit übereinander geschlagenen Armen, die Füße von sich gestreckt; wie ein Herrscher verkündete er seine Befehle, die meist pünktlich vollzogen wurden. Aber mehrfach auch hatte

sich die Dienerherrschaft des reichen Fabrikherrn — so feiner Servirung, als heut, ungewohnt — ziemlich ungeschickt dabei benommen; dann malte sich ein edler Zorn auf Johanns rothem Gesicht, und er legte selbst Hand an.

Jetzt eben jedoch überschaute er mit Wohlgefallen sein Werk. Friedrich, Lisette, Marie umstanden ihn. „Alles recht hübsch gemacht, meine Kinder!“ belobte er.

„Friedrich! der Blumenaufsatz noch etwas in die Mitte! nach rechts! — Das Tafeltuch nicht zerdrückt dabei! — Ach laßt es, laßt es!“ rief er ärgerlich und sprang auf, „ich merke, Ihr verstehts nicht! werd es selber thun!“

Der Aufsatz stand in der Mitte, die Konfektschalen wurden noch etwas nach links gerückt, die Blumensträuschen auf jedem künstlichen Serviettenbau ins vortheilhafteste Licht gebracht, — so — es war Alles fertig!

Johann sagte selbstzufrieden: „na Kinder, gebt mir die Hand, habt Eure Sache gut gemacht.“

Lisette, die jüngste und wahrscheinlich neugierigste der Mädchen, wollte sich diesen günstigen Moment

nicht entgehen lassen, sie schmeichelte: „nu wenn Sie zufrieden sind, Johann, so belohnen Sie uns auch!“

„Und wie denn, Lisettchen?“

„Ei, wir habens gemerkt, Ihre gnädige Herrschaft aus Berlin ist angekommen! Sie wollen's nur nicht Wort haben, Johann! Sie denken, ich plaudre es unserem Fräulein!“

Der Alte verschwor Stein und Bein, er wisse von nichts. Lisette schlug ihm ein Schnippchen, rümpfte ihr ganz niedliches Näschen und trällerte: „was ich weiß, weiß ich!“ Dann plauderte sie weiter: „Das wollt' ich Euch gar nicht fragen! Aber was Ihr immer auf der Post thut, möchte ich wissen! gelt Marie — und die Mädchen kicherten — wir sind ihm auf die Schliche gekommen, seid heut schon dreimal da gewesen! Habt den Friedrich gefragt, wann die Eisenbahn aus H. kommt! — haben's gemerkt, wen Ihr erwartet! wissen recht gut, wer in H. ist!“

Welches Johanns Antwort gewesen sein würde, wenn er zu einer solchen Zeit gehabt hätte, wissen wir nicht — aber der arme Johann hat so eben einen entsetzlichen Schreck. Er steht da mit vorgehaltenen

Armen, als wolle er sich schützen vor dem bösen Feinde und schreit: „aber um Gottes und Jesu Willen! fort, die ganze Festlichkeit ist verdorben! In den Keller! in den Keller!"

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Friedrich, der während Lisettens neugierigem Zwiegespräch abgerufen worden, dieser ungeschickte, ungebildete, unerfahrene, plebejische Friedrich brachte nämlich eine köstliche Eistorte, um sie neben anderen Delikatessen aufs Speisebuffet zu setzen.

Johanns Entrüstung darüber war ungemein tief. Er war in seinen heiligsten Gefühlen verletzt; wie weiland der Herr Oberpräsident *) von Schlesien in seinen heiligsten Gefühlen verletzt war, als ihm, während er sich mit Braten und Champagner stärkte, der Bürgermeister Rybnicks von dem schauerlichen Elend und Hungertyphus der Oberschlesier erzählte. „Das mir! und bei Tisch!" schrie entrüstet der würdige Mann. Also die Entrüstung des gräflichen Kammerdieners war so tief, daß Lisette und Marie und der Misse-

*) Wir erinnern nochmals, daß dies im Februar 1848 geschrieben.

thäter Friedrich um alle gehofften vertraulichen Mittheilungen über die geheimnißvollen Gäste gebracht waren.

Ob die Eistorte wesentlich gelitten hatte, vermögen wir nicht mit Genauigkeit anzugeben.

2.

Wir wenden uns nun zu der Königin des heutigen Festes, zu Emmi.

Die Unruhe drunten im Hause war nicht in ihr stilles Schlafkabinet gedrungen, lange schon lächelte die Sonne in ihr Fenster, als die reizende Braut aus süßen Träumen erwachte. Der Traum hatte ihr gegeben, was selbst die Herrlichkeit des Tages nicht zu geben vermochte, im Traume hatte sie an ihres Vaters Brust gelegen, im Traume war Charlotte ihr erschienen mit ihrem Kinde, hatte, ihrem einstigen Versprechen gemäß, sie bräutlich geschmückt.

Und nun da das junge Mädchen erwachte, all des Tages Glück sie überfluthete — da blickten die Traumesbilder mit seliger Wehmuth in dasselbe hinein,

und der Stachel der schneidend widersprechenden Wirklichkeit war genommen.

„Leuchtest so freundlich, liebe Sonne!“ rief Emmi gerührt, als Schlummer und Wachen sich ihr geschieden hatten. „Sei's mir ein gutes Zeichen für meine Lieben!“ — und eilig stand sie auf; denn es mußte spät sein, hüllte sich in ein leichtes Morgengewand und schlüpfte in's Nebenzimmer. Hier in ihrem blumenduftenden, wie wir wissen, so sinnig von Frau Hardenthal für sie geordneten Nebengemache lag von unsichtbarer Hand der Brautstaat ausgebreitet. Das weiße Kleid von schwerer mailändischer Seide war von Elsbeth geschickt, der luftige Spitzenschleier war ein Geschenk der Gräfin — ob ohne Vorwissen des alten Grafen, vermögen wir nicht zu sagen — einiger durch edle Einfachheit ausgezeichnete Schmuck war des Bräutigams Geschenk.

Emmi betrachtete das Alles freudig sinnend; sie war gerührt darüber, daß das, was sie hatte thun wollen, jetzt — wie oft — schon gethan war, und sie sagte, die Hand errathend, die ihr Alles so liebevoll zurecht gelegt: „ja, sie sorgt ganz wie eine Mutter!“

Das überwallende Herz ließ aber der jungen Braut keine Ruhe, vom Schmuck eilte sie zu den Blumen, den Vögeln, zum Fenster mit seiner blauen Himmelspracht — dann faßte sie die Klingelschnur, um Lisetten zu schellen.

Da ließ sich ein Klopfen vernehmen, und die Thür ward schnell geöffnet. Armand trat eilig herein. „Nur einen Kuß, mein süßes, einziges Leben!“ rief der junge ungeduldige Mann, indem er auf die Geliebte zueilte und sie umschloß.

„Wie hast Du mich erschreckt!“ sagte Emmi, die ohne anderen Schmuck, als ihre eigenen Reize, dadurch und durch ihr Erröthen, das halb der Liebe, halb der Verlegenheit entstiegen, dem entzückten Manne schöner als jemals erschien.

„So, Geliebte! nun geh ich wieder!“ rief er nach feuriger Umarmung, — „doch nein, noch einen Kuß!“ — und nun noch einen! aber den letzten. — Und von den Seidenstoffen, mein Kind,“ fügte er hinzu, auf den Brautanzug deutend, „davon thu fort, so viel als möglich, damit mir die Kunst die Natur nicht verdirbt! Bald komm' ich wieder!“

Und Armand entwand sich ihren Umarmungen, um sie aufs Neue in seine Arme zu schließen. Und wie er in der Thür stehend ihr nun zum letzten Male zuwinkte, und ein Freudenstrahl seine Züge und wallende Röthe sein Antlitz belebte, da war der Mann so schön, wie wir keinen andern gesehen zu haben uns erinnern.

3.

Wir können Madame Hardenthal unsere Bewunderung nicht versagen; sie war heut unermüdlich thätig. Sie war überall und nirgend. Und was noch mehr: Alles, was diese liebe Frau that, das nahm sich bei ihr auch liebenswürdig aus. Wenn wir ihr folgen, und jetzt eben sehen wir, wie sie mit Zärtlichkeit der reizenden Braut Kranz und Schleier befestigt, wenn wir sie dabei in ihrem hellgelben Morgenrock, ihrem glattgewickelten Haar betrachten, ihr ins gute, innige Gesicht sehen, so müssen wir die Frau lieb gewinnen.

Jetzt war sie fertig, da erhob sich die Braut, schaute in den Spiegel — der Spiegel war nicht neidisch — dann sahen sich die beiden Frauen schweigend,

voll tiefer Liebe an, und Frau Hardenthals wehmüthig-mütterliche Freude sagte: „O wärst Du meine Tochter! — aber Du bist es!“ Und Emmi's mit Thränen überflortes Auge sagte:

„Verzeihung! und heißen Dank!“

„Nun, Kind, verlaß ich Dich, muß mich jetzt auch putzen,“ sagte die liebe Frau nach langer Pause, — — „doch horch, war das nicht ein Wagen? Nun adieu! adieu! In einer Stunde holen wir Dich!“

Madame Hardenthal eilte fort, aber als wenn heut Momente des Alleinseins für die Braut nicht vorhanden, ließ sich wieder ein leises Klopfen vernehmen, und als Emmi die Thür öffnete, stand der dreizehnjährige Hans vor ihr.

Er sah gegen früher völlig verändert aus; doch wenn wir sagen sollten, worin diese Veränderung eigentlich lag, so wissen wir dies nicht anders zu bezeichnen, als: der Uebermuth war für ewig diesen Kindeszügen entflohen, und Ernst herrschte darin.

„Kommst Du! liebster Hans!“ rief Emmi, den Knaben mit aller Zärtlichkeit einer älteren Schwester umschlingend, „o ich danke Dir!“ —

Hans ließ die Umarmung ruhig geschehen, zog dann ein zartes Blumensträuschen aus seinem Busen und gab es Emmi'n mit den ruhigen Worten: „Du weißts, das Brautbouquet wolltest Du von mir haben!"

Emmi'n schwebte der Moment vor der Seele, da sie — daheim in seiner Mutter Häuschen — es scherzend von ihm verlangt, und sie weinte, und weinte doppelt, als sie gewahrte, daß die halbentfaltete Rose und die Veilchen und der helle Krokus und die weißen Grasblümchen noch unlängst auf seiner Eltern Grab geblüht.

Als sie sich beruhigt hatte, sagte sie: „Hänschen, mein Herzensjunge!" — ein Ausdruck seiner Mutter — „was fang ich denn heut mit Dir an!"

„Laß mich allein, Emmi! Armand hats erlaubt, — sorg nicht um mich! morgen sehn wir uns wieder."

Und der Knabe reichte der Schwester die Hand, und ohne ein Zeichen der Gemüthsbewegung oder anderer Zärtlichkeit als einen Händedruck ging er fort.

Menschen, die keine Seelenkenntniß haben, könnten meinen: das ist ein verstocktes Gemüth.

4.

Nun aber müssen wir hinuntersteigen in die Hochzeitsgemächer, es ist ja spät — die Mittagsstunde, d. h. 12 Uhr ist, vorüber, der Prediger muß kommen, der Bräutigam, die Hausfreunde. Wir müssen uns unten umsehen.

Das Empfangzimmer, wir meinen das vogel- und blumenreiche, das mit den Gemälden und Teppichen, ist leer; aber aus dem Saale werden Stimmen vernehmbar. Wir treten herein. Da steht Herr Hardenthal im hochzeitlichen Staat; der bequeme Mann hat es heut nicht versäumt, sich in einen Frack zu werfen, und die weißen Halstuchschleifen paradiren mächtig. Seine Frau ist auch geputzt, aber wie immer: harmonisch, — die Hausfreunde sind eben gekommen, der Prediger ist da, — — aber täuscht uns unser Auge oder steht da auch der alte Graf und die Gräfin, und ists wirklich Fräulein von R. — wir meinen Rosa! Ja! Rosa ist es, aber sie ist nicht mehr Fräulein von R., sondern Frau Sanitätsräthin von K. — Den Titel hat der junge Doktor seitdem bekommen — Die ersten Flitterwochen müssen vorüber sein; denn Rosa betrach-

tet die Blumen an einem Ende des Saals, und der junge Sanitätsrath plaudert am andern Ende.

Auch Fräulein Grant fehlt nicht — — nun, die Ueberraschung für das Brautpaar wird vollkommen sein, und doch! — wieviel fehlt zu ihrem vollkommenen Glück!

Die Versöhnung seiner Eltern oder vielmehr seines Vaters wird freilich Armand, nicht minder Emmi beglücken. Und diese Versöhnung ist für den Alten keine Kleinigkeit; denn wenn's schwer ist für einen Aristokraten, sein adliges Wappen durch bürgerliches Blut — wie Armand behauptet, meist reiner, unendlich reiner, als das der sogenannten Noblesse — befleckt zu sehen, so ists mindestens eben so schwer für einen Vater, den Sohn in einem „Ja" zwei herrliche Lehnsgüter, Millionen an Werth, verschleudern zu sehen.

Also, wie gesagt! Armand war zweifelsohne sehr beglückt durch das Versöhnungszeichen seiner Eltern, das sich in ihrer Anwesenheit kund gab — — und wir sehens ja, denn eben jetzt tritt das herrliche Brautpaar herein und erblickt die fern gewähnten Geliebten, und wird überströmt von freudiger Ueberraschung, ja

von entzücktem, tief gerührtem Dank. Aber wir wollen's gestehen, Armand hatte bis jetzt heimlich auf noch ein anderes Glück gehofft. Er hatte nämlich Grund gehabt, anzunehmen, endlich, endlich werde er heut die Freiheit des Vaters der Tochter verkünden, vielleicht gar den lange, lang Entbehrten der Sehnsüchtigen ans Herz legen können.

Aber die Eisenbahn hatte den Erharrten nicht gebracht, und die Estafette: die Botschaft der Befreiung war nicht gekommen, auch die Post hatte nicht einmal eine Nachricht gebracht. Bitter enttäuscht war der junge Graf selbst von der Eisenbahn zur Post geeilt, hatte mit wachsender Ungeduld den alten Johann von Stunde zu Stunde geschickt — Alles vergeblich — und es kostete seine ganze Selbstbeherrschung, um der Braut zu verbergen, daß sein Glück bewölkt sei.

Emmi jedoch ahnete nichts von des Geliebten Enttäuschung, drum genoß sie die süße Ueberraschung ganz, gab sich unverkümmert dem unverhofften Glücke hin, die Eltern ihres künftigen Mannes nun auch in Wirklichkeit die ihren nennen zu dürfen.

Die Gräfin kennen wir in ihrer stillen, aber um desto tieferen Freude. Der Graf dagegen hatte an-

fangs eine etwas gezwungene, feierliche Miene, den Mund spitzer als gewöhnlich, die Haltung grader und mehr in die Brust geworfen; aber nach und nach schwand das, und als Emmi in der Empfindung, vom Glück förmlich überstürzt zu sein, sich vor ihm niederwarf und in seligem Entzücken rief: „o, ich sage ihnen, Sie werden noch Gott preisen für das Glück, das ich diesem Manne schaffen werde," — er stand neben ihr, der Beseligte und hielt ihre Hand „Sie werden Gott danken, daß ich Ihre Tochter bin!" — da war aller Hochmuth aus der Seele des alten Herrn verschwunden, und er zog die Tochter an sein Herz und nannte sie einen lieben Engel und sich einen glücklichen Mann.

Während dieser Scene hatte der alte Johann mindestens sechs mal in den Saal geguckt, war sechs mal unbemerkt geblieben. Als sein Kopf zum siebenten male hereinfuhr, sah es Herr Hardenthal, schritt gravitätisch zu ihm ins Nebenzimmer und fragte: „was wünschen Sie, Herr Kammerdiener?"

„O bester Herr Hardenthal!" rief Johann athemlos, „ich kann's ihnen kaum sagen, solch großes Glück

ist es! O der gnädige*) Herr Graf hat's auch verdient, ich wußt's, so mußte es kommen!"

„Aber was ist denn geschehen!" fragte Herr Hardenthal ungeduldig.

„Sehen Sie diesen Brief! ein königliches Siegel!"

Hardenthal wurde aufmerksam, ahnte.

„Er ist aus H."

„O mein bester Freund! mein geliebter Schöffen ist begnadigt!" rief nun der überglückliche Hardenthal seinerseits, riß den inhaltreichen Brief aus Johanns Händen und lief ins Nebenzimmer (nämlich so schnell, als der etwas korpulente Herr es vermochte) mit dem lebhaften Ruf: „lieber Graf! lieber Graf! eine Freudenbotschaft aus H.!"

„Aus H?" wiederholte jeder Mund.

„Aus H!, wiederhallte es in Emmi's Herz, und der freudige Schreck drang ihr durch Mark und Bein und entfärbte ihr Antlitz.

*) Wir müssen hier bemerken, Armand verbot es hundertmal, daß er „gnädiger Herr" genannt werde, er sagte immer: „Gott ist gnädig, sonst Niemand."

„Ja aus H.“ wiederholte Armand mit fester, aber herzbewegter Stimme: „Befreiung für Deinen Vater, meine süße Emmi.“ — — —

Aber das Glück war zu groß, es mußte ohne Zeugen genossen sein.

Der junge Mann führte oder trug vielmehr die erschütterte Braut in das nebenanstoßende Boudoir. Hier sollte der Leben umgestaltende Brief geöffnet werden.

Sollte hier Jemand mit uns an den Ring des Polykrates denken?

Die Seligen waren allein, Emmi's Hand, Emmi's Busen flog, ihr Auge war umflort, sie lehnte sich in den Arm des Geliebten, der hastig das Siegel erbrach, hastiger las.

Wie vom Blitz die Eiche zerschmettert wird, so plötzlich Armand von diesem königlichen Gnadenwort. Seine Stirn erbleichte, sein ganzes Antlitz, — seine hohe Gestalt wankte, seine Arme sanken schlaff herab, seine Knie brachen zusammen — er stürzte nieder in den Staub!

„Begnadigt nach Amerika!“ tönte Emmi's gellender Schrei, sie meinte zu versinken; aber mit der letzten

Kraft der hellen Besinnung sprang sie zur Thür und verschloß sie, — — — es mochte ihr gehen wie uns; sie hatte vielleicht gemeint, der Mann werde niemals knien.

5.

Die Kabinets-Ordre, welche Schöffen nach Amerika begnadigte, und welche durch besondere Güte an Armand in duplo ausgefertigt war, lautete folgendermaßen:

„Wir, von Gottes Gnaden König von ꝛc. ꝛc. haben Uns in Unserer königlichen Machtvollkommenheit und aus gnädiger Eingebung Unsers väterlichen Herzens bewogen gefunden, den .... Schöffen von seiner ihm zuerkannten Strafe zu begnadigen. In Betracht seiner staatsgefährlichen Grundsätze haben Wir jedoch bestimmt, daß er für immer sich aus Europa entferne und in Amerika niederlasse.

Zu ungesäumter Ausführung dieses Unseres königlichen Gnadenakts haben wir eigenhändig Anordnungen getroffen.

So geschehen unterm ....

Was sollen wir weiter berichten? Schöffens Abreise nach Ostende, dem Ort der Einschiffung, hatte einem zweiten Briefe zufolge unverzüglich statt gefunden — — wollte Emmi den gebeugten Alten allein ziehen lassen, oder war sie eine Antigone, die den greisen Vater durch die Wüsten leitet, damit, wenn sein Haupt müde, es an ihrem Busen ruhe, damit, wenn seine Knie brechen, er auf ihre Schulter sich stütze?!

Ja, gewiß ist Emmi eine Antigone.

Aber Eile! Eile! Windeseile ist dann nöthig, sonst hat das Schiff gelichtet, das ihn von hinnen trägt.

6.

Der alte Graf war in nächtlicher Stunde zu seinem Sohne gedrungen, — der, bis der innere Sturm ausgetobt, theils nur für Emmi dagewesen, theils sich auf seinem Zimmer verschlossen gehalten — und sagte ihm: „Du weißt, Sr. Majestät unser König zählt mich zu seinen Freunden, ja ich darf sagen, er liebt mich; ich will seine Gnadenfürsprache für Schöffen erbitten.“

„Nimmermehr!“ rief Armand, „der König nennt mich revolutionär, nennt mich binnen vierzehn Tagen

in seinem Herzen einen Rebellen; denn ich kann und will und werde nicht seine ungesetzlichen Gesetze anerkennen! Von ihm kann ich nicht Gnaden nehmen zu der Stunde, da er sich von mir verrathen wähnt!"

„Nur ein Wort noch, mein Sohn!" rief der Alte sichtlich erschüttert und von streitenden Gefühlen zerrissen. „Schrecklich ist's, Dich verlieren, — aber fast schrecklicher, wenn Deine Braut, jetzt vor Gott und in Deinem Herzen Dein Weib, allein in die weite Welt gestoßen ist! Nicht wahr, Du wirst mit ihr gehen?"

Armand sah seinen Vater durchdringend an, und brennende Röthe deckte sein bleiches Antlitz: „Verhöhnst Du mich, Vater!? — Deutschland braucht Männer!" —

Achtzehntes Kapitel.

1.

Noch einige Schritte wollen wir die Scheidenden begleiten.

Die Märzsonne schien heute zum letzten Mal, d. h. es war der 31. März. Seit acht Tagen ist Frühling, und in diesen acht Tagen war der Frühling fleißig gewesen; denn es grünte und blühete. Die Wellen der parteiischer Weise so arg verschrieenen Spree — denn wir müssen bekennen, wir sahen nie blaueres Wasser — spielten im Sonnenglanz; bald funkelten sie hier gleich hellen Sternchen, bald funkelten sie dort. Dann glitt ein helles Wölkchen über den Himmel und im Wiederschein leichter über die Wellen; da waren die Sterne ausgelöscht, um nach einem Augenblick nur noch heller zu glänzen.

Der Tag war so mild, daß Tausende luftsehnsüchtiger Berliner ins Freie eilten; besonders zu den Zelten, und es erschienen noch immer neue Ankömmlinge, gelockt durch das Gerücht: heut werde das Dampfschiff zwischen Berlin und Potsdam zum erstenmal wieder fahren.

So war's denn auch. Das Schiffchen lag vor Anker, Bewegung auf dem Verdeck; hier gab's den Pavillon in die Höhe zu ziehen, dort an der Heizmaschine noch etwas zu ordnen; hier kamen neue Passagiere, dort schritten schon Herrn und Damen bequem eingerichtet über das Verdeck. Alles wurde von den Zuschauern am Ufer mit Interesse betrachtet. Alles war ihnen wieder ein neues Zeichen, daß die Einförmigkeit des Winters vorüber.

Besonderes Interesse schien ein Paar zu erregen, das am Vordertheil des Schiffes schon längst sich niedergelassen hatte. Die junge Dame war, wie es schien, in tiefe Trauer gekleidet, wenigstens erblickte man nichts Farbiges an ihrem Anzuge, als eine neidische Fraise, die sich zu verstecken schien — und das blasse Antlitz und die tiefen Kummerzüge der dennoch schönen Fremden schienen jener Annahme zu entsprechen. Aber

neben dem Kummer und der Schönheit des jungen Wesens fesselte der zärtliche Blick, mit dem ihr Auge unverwandt auf ihrem Begleiter ruhte, wenn es nicht gerade einmal sehnsüchtig hinüber schweifte auf das bewegte Ufer.

Ihr Begleiter stand in den schönsten Mannesjahren — es war Armand, der seine Braut ihrem fernen Geschick zuführte.

Viele der Zuschauer fragten neugierig nach diesem Paar, man sagte sich: es sei ein vornehmer Herr, der mit seiner jungen Frau auf Reisen gehe. Ehe aber noch Zuverlässiges darüber bekannt wurde — denn man wollte nun auch wissen, ob denn die Schwiegermutter mitgehe (Fräulein Grant, fortan Emmi's unzertrennliche Geleiterin, erhielt nämlich diese Rolle zuertheilt) und was der Knabe bedeute, — der sichtlich zu ihnen gehöre — ehe also ein definitiver Beschluß gefaßt, ward's am Ufer noch unruhiger als bisher. Karossen rollten, Reiter sprengten: der König und die Königin, hieß es, sind gekommen, um mit dem Dampfschiff nach Potsdam zu gehen. Die Kavaliere machten mehr Lärm als der König, und die Hofdamen blickten hochmüthiger als die Königin. Die Herr=

schaften bestiegen das Schiff, die Landungsbrücke ward zurückgezogen, das Schiff lichtete und fuhr brausend die Wasser durchschneidend von dannen.

„Lebe wohl, du Wiege meiner Kindheit!“ murmelte Emmi, an der die Unruhe auf dem Landungsplatze wie auf dem Schiffe spurlos vorüber gegangen war. Konvulsivisch preßte sie die Hand ihres Geliebten, und dann ruhte ihr Auge auf der gaffenden Menge am Ufer — alles Gesichter, die sie nicht wieder sah. Dann waren's die Bäume, theils grünend, theils blätterlos, die sie fesselten, jetzt nur noch die Dächer und Thürme Berlins, die immer vereinzelter hinüber blickten — und dann war Alles vorüber, — und nun ruhte wieder das todesbleiche Gesicht an der Schulter des Geliebten, oder ihr Blick auf seinen Zügen.

Da kam die Unruhe auf dem Schiffe auch ihrem stillen Plätzchen näher, ein Kavalier, den Gestalt und Wesen der Fremden interessirte, ein Dame, die mitleidig nach ihr blickte, oder verstohlen auf Armand; ein Gruß für diesen, dann wieder gleichgültige, vom Wetter, Landtag und Dampfschiff plaudernde Gruppen.

Jetzt mit einem Male wendete sich ein starker Herr in Militäruniform um, ihnen zu. Armand, auf's äußerste überrascht — denn auch ihm seinerseits mußte die Ankunft der Herrschaften auf dem Schiffe entgangen sein — stand ehrerbietig auf und grüßte mit tiefer Verbeugung.

Der Offizier, welcher augenscheinlich einen hohen Rang bekleidete, aus der Ehrfurcht zu schließen, mit der Alles vor ihm zurücktrat, dankte kalt und schritt vorüber; dann drehte er sich einmal schnell um und sagte mit sichtlich mißgestimmtem Tone: „Ach Sie sind's, Graf! Da muß ich aufs Dampfschiff kommen, Sie zu begrüßen; denn bei Hofe lassen Sie sich nicht sehen!"

„Majestät," erwiderte Armand, „ich fürchte, binnen Kurzem werde ich bei Hofe ein Verbannter sein!"

Die Antwort des Königs können wir nicht berichten; denn in diesem Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit desselben wie aller Anwesenden plötzlich abgelenkt.

Bei den Worten „Majestät" war nämlich Emmi unwillkürlich aufgesprungen, und wie der Ertrinkende, der sich herabgezogen fühlt von den über ihm fortwogen-

den Wassern, plötzlich eine rettende Hand erblickt und sie fassen möchte mit der letzten Kraft des Lebens: so sie bei diesem Worte „Majestät.“ Sie wollte ihn anflehen, zu sein, was die Könige zu sein wähnen: Stellvertreter Gottes auf Erden, — aber ein Blick, ein Gedanke, ein Fühlen genügte, und das Wort blieb zusammen geschnürt ihr in der Kehle stecken; doch der Sieg war über ihre Kraft, sie schwankte, fiel, und der König fing sie auf in seinen Armen.

Armands Seelenkampf in diesem Augenblicke war fürchterlich. — Er schwieg.

Als Emmis Antlitz sich wieder belebte, sie wieder zur Besinnung kam, sagte der König, welcher theilnehmend diesen Moment abgewartet hatte, zum Grafen: „ein schönes Kind! Ihre Schwester?“

„Nein Majestät, meine Braut!“ erwiderte Armand.

Der König ging gnädiger fort, als er gekommen war; besann sich einen Augenblick, als habe er von der Brautschaft irgend etwas Besonderes gehört, es wollte ihm nichts einfallen — und die Sache war vergessen, der Würfel unwiderruflich gefallen! —

Am fünften April lichtete das Schiff, welches den sechsundvierzigjährigen Schöffen mit weißem Haar, zwar nicht, wie Marie Antoinettens in einer Nacht, sondern in sechs Jahren gebleicht, — nebst seiner Tochter und Fräulein Grant nach New-York trug.

Armand und Hänschen — der in Preußen hatte bleiben wollen — kehrten zurück nach Berlin.

2.

Unser Roman ist zu Ende, und doch bleibt uns noch eine Pflicht. Nämlich Armands Haltung beim versammelten Landtag darzulegen.

Die Bewegung hatte sich in den Tagen vom fünften bis zwölften April aufs Höchste gesteigert. Fieberhafte Unruhe ergriff alle Gemüther; hier Bangen, dort sanguinisches Hoffen, hier Leidenschaft, dort energische Kraft, hier schwankendes Schwimmen mit dem Strome, dort eines Steuermanns Hand, die das Ruder ergreift — und überall, in allen Schichten der Gesellschaft lebendigste Thätigkeit.

Fast sämmtliche Deputirte waren seit mehreren Tagen in Berlin versammelt, hatten die Farben ihrer

Devisen erkannt, sich vereinigt, sich getrennt, drängten zu einem Entschluß, zu einer Richtschur für gemeinschaftliches Handeln.

Preußen, Schlesien und Posen neigten sich, wie man weiß, zur Inkompetenz-Erklärung, die Mark, Sachsen waren fast ausschließlich loyal (in ihren Reihen excellirte Herr von Thadden); Westphalen, die Rheinprovinz wollten laviren. Diese letzteren trugen unter der Opposition den Sieg davon. „Die versammelten Landtagsglieder — so operirten sie — sind die Reichsstände, deshalb haben sie und behalten sie alle Rechte und alle Pflichten derselben.“

Daß dies System nur einen getheilten Sieg errungen, daß es Deserteure gab, hat man gesehen. Gewiß ists, daß die in jeder Beziehung glänzendsten Persönlichkeiten des Landtags sich jenem Systeme anschlossen.

Also in seiner Ansicht, wir sahen es, stand Graf Armand keineswegs allein, wohl aber in der Durchführung derselben. Da jedoch bei ihm Erkennen und Handeln Dasselbe war, so gab's für ihn keine Wahl.

Der rein loyale Theil der Deputirten, also schon

zum Voraus die ganze Herrenkurie*) mit einzelnen Ausnahmen, als da war: Graf York, Graf Dyrrn, Prinz Biron von Kurland, vereinigte sich meist im Englischen Hause. Die Opposition dagegen kam gern im großen Milentzschen Saale zusammen, der freilich nicht groß genug war, dieselbe zu fassen, und noch viel weniger die liberalen Berliner und die Fremden, welche theils eingeladen, theils aus eignem Antrieb in diesem wichtigen Augenblick den Ereignissen nahten.

Am Sonnabend Abend den 10. April hatten sich im Milentzschen Saale wiederum die ausgezeichnetsten Männer der Opposition versammelt; und wenn wir in den hell erleuchteten Saal treten, uns unter das Männergewoge begeben, so werden wir vielen bedeutenden Persönlichkeiten begegnen.

Hier Hansemann, dessen biederes und doch ge-

---

*) welche, beiläufig bemerkt, in Enthusiasmus ausbrach bei dem Worte des Prinzen von Preußen: daß die Ehre des Soldaten doch empfindlicher als jede andre, da der Soldat den Rock des Königs trage; sie behaupten Alle den Rock des Königs zu tragen, sei's Ueberrock, sei's Frack, sei's Palletot. Herr v. Vinke dagegen trug seine eigenen Kleider, und zwar recht bequeme; und was seine Ehre betraf, — wehe dem, der nur mit eines Athems Schwere an sie streifte!

wandtes Aeußere das sanguinische Temperament, die muntere Derbheit und die Geistesblitze des Rheinländers in sich vereinigt. Dort der begeisternde Beckerrath, hier der Kosmopolit Mewissen, der so schön denkt, so fließend schreibt und leider so schlecht spricht.

Hier Jakoby, zwar kein Deputirter, aber ein Allbekannter, den wir jedoch nimmer erkennen würden. Denn des edlen Mannes mildes Wesen widerspricht scheinbar dem unerbittlichen Ernst seiner Grundsätze.

Dort ist unser Liebling von Vinke. Seltsam! so anders als wir, und doch ist's unser Liebling. Er ist wirklich, was jeder Landesvertreter sein muß: ein Steuermann. Und wenn sein Schiff auch nimmer in der Bucht landet, die wir meinen, so bleibt doch die Hand, die es lenkt, bewundernswerth. Er ist ein Aristokrat, aber ein unerschütterlicher Mann des Rechtes. Er ist ein ächter Aristokrat, der im Gefühl persönlicher Würde und bevorzugter politischer Stellung sich nicht vor Thronen und vor Ehren beugt.

Und solche Aristokratie wissen wir zu schätzen.

Unweit von Vinke erblicken wir Simon, — ein gleich unerschütterlicher Mann des Rechtes, aber zugleich

Einer des Volkes. Er ist nicht Deputirter, aber sein Wort hallt durch den ganzen Landtag.

Noch viele Andere, wie der wackere ächtdeutsche Allnoch, Grabow, sind zugegen. Und wirklich, es ist Nationalbewußtsein, was heut uns entgegenweht.

Wenn das möglich ist bei einer so lügenhaft zusammengesetzten Repräsentation des Volkes: wie laut, wie eindringlich, wie unabweislich müßte eine wahrhafte Repräsentation des Volkes sprechen!

In diesem Momente erblicken wir auch Graf Armand. Er ist um Jahre gealtert, das ist selbst in diesem Momente der Erregtheit sichtbar. Deputirte umringen ihn und Andere; die Unterhaltung des Kreises wird immer lebendiger, der Kreis immer größer; die Einen haben nicht gehört, die Andern wollen hören. Endlich bittet man den Grafen, um allgemein verstanden zu werden, einen erhöhten Platz einzunehmen, von wo aus die Stimme ungehemmt vernehmbar wird. Er thut's.

„Meine Herren!“ ruft er, „uns Deutschen ist gar zu oft vorgeworfen worden, daß wir gute Gedanken hätten, aber wenig Thatkraft; daß wir viel redeten,

aber wenig handelten. Im Ständesaal werden wir allerdings Zeit haben zu schönen Reden, sie werden gehört werden, aber ich sage es Ihnen zum Voraus, sie werden verhallen! Meine Herren! wir haben nur Einen Moment zum Handeln. Und ihn zu ergreifen, das kostet Selbstüberwindung, weil unsere Handlung scheinbar eine unthätige ist! Wenn wir in unserm Herzen wahr sein wollen, so können wir uns nicht für competent erklären — denn Ihr Laviren unserer Rechte, nehmen Sie's nicht übel, ist eine Lüge! Wir dürfen uns aber auch nicht für competent erklären; denn ein Volk kann nicht bereichert werden mit einer Verfassung, ehe es sie angenommen hat — und das Volk ist nicht gefragt — — sonst, dünkt mich, könnte ein Volk mit gleichem Recht auch um eine Verfassung betrogen werden!

Und sehen wir nun das Gerippe an, das man eine Verfassung nennt! Es nimmt die wenigen Rechte, die wir urkundlich besaßen, und giebt nichts Volksthümliches; es müßte denn volksthümlich sein, in fremde Taschen zu greifen.

Nein, meine Herrn, seien wir selbstlos! Handeln wir durch ein „Nein". — Und noch ein ande-

res Handeln ist uns ja gestattet, ein schönes, gesetzliches.

Wir sind nicht die Reichsstände, und etwas Anderes können wir unsern Gesetzen gemäß nicht sein. Wir sind die Provinziallandtage. Lassen Sie uns als solche die Volksstimme vor den Thron bringen. Lassen Sie uns einstimmig zu dem rathen, was das Volk einstimmig begehrt. Und dieser Ruf des Volkes schallt laut und wird die Zeiten übertönen und die Stürme, die nicht ausbleiben können, wo Zwietracht herrscht und Mißtrauen! Lassen Sie uns helfen, dem Könige das Herz des Volkes, das ihm entfremdet, wieder zuzuwenden; lassen Sie uns unsrerseits das Vertrauen wiederherstellen eben dadurch, daß wir des Volkes Stimme vor den Thron bringen. Es ruft:

> Man gebe uns wirkliche Reichsstände mit unsern urkundlichen Rechten!

und:

> Man gebe uns die unveräußerlichen Rechte, die eines freien Volkes heiligstes Gut, nämlich: Preßfreiheit, Freiheit der Rede, Geschwornen-

gerichte, Freiheit der Association und der Volksversammlung.

Dazu lassen Sie in einer Adresse uns vereinigen.“

Armand schwieg, aber die Menge schwieg nicht; sie zollte ihm lauten, stürmischen Beifall.

Wie gesagt, in seiner Ansicht stand Graf Armand keineswegs allein, wohl aber in Durchführung derselben. Die bravsten Männer drückten ihm an jenem Abende die Hand: er hatte ausgesprochen, was sie tiefinnerst empfanden — aber in politischen Acten muß man politisch sein. Oder mit andern Worten: „man sei diplomatisch“, und die Sprache der Diplomatie ist heut zu Tage Heuchelei.

Am 12. April — man mag's glauben oder nicht, — als alle Deputirte, die große Zahl der Sechshundert, im Ständesaal versammelt waren, ehe die Berathungen begannen, hatte Graf Armand die Rednerbühne bestiegen und rief mit feierlicher, weithallender Stimme:

„Ich protestire im Namen des ganzen Volkes gegen die Gültigkeit der Patente. Und ob sie einsam steht, diese Protestation in diesem Saale — im Lande steht sie nicht einsam.“

Wenn man die Persönlichkeit, den Träger des Geistes nicht kennt, der also gesprochen: den Geist kennt Jeder. Es ist der schöpferische Geist des Jahrhunderts!

3.

Nun ein Wort zum Schluß.

Sollte man uns vorzuwerfen wagen, wir hätten das echt deutsche Geschick jener Personen, denen wir ein gut Stück Leben das Geleit gaben, irgendwie übertrieben, so würden wir so ungerechter Anklage gegenüber am liebsten schweigen. Aber wir wollen dennoch bemerken, daß das Maaß politischer Leiden, das dem Unschuldigen oftmals gereicht wird, bei Weitem nicht erschöpft worden, ja daß manches recht echt Deutsche dabei ausgelassen worden.

Wir machen beispielsweise nur darauf aufmerksam, daß jene Personen sämmtlich im Wohlstand leben, daß ihnen, wie z. B. Jordan, im schlimmsten Falle die Armuth nur so genaht ist, wie am linden Sommerabend uns ein Lüftchen anweht; daß selbst die nach Amerika Verbannten keineswegs mit hundert

Thalern königlichem Reisegeld nackt und bloß fortgeschickt werden, sondern daß Schöffen Vermögen zu haben scheint.

Wir hätten das Bild tragischer färben können und dennoch nicht minder der Wirklichkeit entnommen, indem wir dem zu früh Ergrauten als Lebensunterhalt das Goethesche Lied mitgegeben:

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen.
Und ich weiß nicht, was er weint.

Nein, man wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir milde Farben gewählt. Aber das Bittere freilich, das Unauslöschliche ist, daß es den Unschuldigen trifft, daß Menschen verhöhnende Gesetze und Vorurtheile die Wunden schlagen.

Lebe wohl, lieber Leser! Geh Dirs besser als Jenen! Und Deinem Vaterlande geh's in Zukunft besser als in der Vergangenheit!

Noch ein Wort, lieber Leser, wir hätten's beinah vergessen.

Wenn Du zu Herrn Sanitätsrath von K. gehst, so öffnet Dir ein junger Mensch, sein Bedienter, die Thür. Es ist jenes „Karlchen", dessen Mutter durch Rosa einst von der Straße in Sturm und Regen heraufgerufen und später unterstützt wurde.

Jene Frau, die damals in Armuth gehüllt mit dem Wetter kämpfte, war Herrn von K.'s Mutter, Karlchen ist sein Stiefbruder. Aber der Sanitätsrath und seine Gemahlin wissen es nicht; die alte Frau hat es längst mit ins Grab genommen. Denn als die Wahrheit ihr sich plötzlich enthüllte (sie traf den Medicinalrath von B. zufällig bei Rosa), da war der Eindruck so erschütternd, daß ihr der Tod die Lippen schloß.

Vielleicht wäre Herr von K. minder heftig gegen seinen Bedienten, wenn er wüßte, daß er's gegen seinen Bruder ist.

Beendigt am 18. Februar 1848.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

5.
7

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Preussen vor dem achtzehnten März Ein politischer Roman von *** Mit einem Vorwort von Heinrich Simon

Bd.: 2

Leipzig 1849

P.o.germ. 1907-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125604-1